

mo

MAGAZIN FÜR
MENSCHENRECHTE NR. 47

SOS
MITMENSCH

2,50€
DAVON 1,25€
EURO FÜR
KOPFPORTAGE

MEDIENSTAR

Peter Filzmaier über
Sebastian Kurz

EMMANUEL MACRON

Der perfekte
Postdemokrat

SHALOM ALAIKUM

Warum Engagement
nicht out ist

IM GESPRÄCH

DIE LETZTEN SHO- A- ÜBERLEBENDEN

Was MO-KolporteurInnen erleben

Illustration: P.M. Hoffman



Aus dem Leben gegriffen: Eine MO-Verkäuferin erhielt wegen „Behinderung des Fußgängerverkehrs“ eine Strafverfügung.

Während das Verhältnis von PolizistInnen und KolporteurInnen oft respektvoll und konstruktiv ist, gibt es einzelne BeamtInnen, die ihre Rolle vor allem darin sehen, von Armut betroffene Menschen aus dem öffentlichen Raum zu verdrängen.



JETZT SPENDEN!
IBAN: AT87 6000 0000 9100 0590
BIC: BAWAATWW



Foto: Milena Österreicher

Helga Feldner hat das KZ-Theresienstadt überlebt und berichtet heute Schulklassen über die NS-Zeit.

N Liebe Leserin Lieber Leser

Nationalsozialismus und Holocaust sind Teil der österreichischen Geschichtsschreibung. Noch haben wir das Glück, dass Menschen am Leben sind, die als ZeitzeugInnen darüber berichten können. Sie haben die Shoah überlebt, entweder in den NS-Konzentrationslagern oder versteckt durch einen „Gerechten“, und sie können darüber Auskunft geben. Diese Möglichkeit wird es nicht mehr sehr lange geben, der älteste der letzten Shoah-Überlebenden, Marko Feingold, ist 104 Jahre alt. Auffällig ist, wie hellwach diese Menschen sind, die keineswegs routiniert über Erinnerungen berichten, sondern unter einigem emotionalem Aufwand Ereignisse rekapitulieren und bereit sind, äußerst lebendige Gespräche zu führen. Vielen Dank dafür, dass uns diese Gelegenheit gegeben wurde.

In dieser Ausgabe findet sich auch ein Beitrag über den neuen französischen Präsidenten Emmanuel Macron, den der Autor als Prototyp der Postdemokratie porträtiert, wie sie der Politikwissenschaftler Colin Crouch beschrieben hat. Dieser erinnert nicht zufällig an Österreichs neuen jungen ÖVP-Obmann, über dessen Partei der Politikwissenschaftler Fritz Plasser unlängst meinte: „Die Entscheidungslogik in der ÖVP nähert sich der eines großen Unternehmens an. Der Obmann ist der CEO, der Parteivorstand ist der Aufsichtsrat, und der Parteitag ist die Aktionärsversammlung.“ Wir haben Peter Filzmaier gebeten, die Popularität von Sebastian Kurz zu ergründen.

Spannende Momente wünscht
Gunnar Landsgesell

INHALTSVERZEICHNIS



Foto: Eva Kor



Foto: MICHEL EULER / AFP / picturedesk.com



Foto: Anna Beskova

Einstieg

2 CARTOON

Was MO-KolporteurInnen alles erleben.

3 EDITORIAL

7 HANDLUNGSBEDARF

Warum es wichtig ist, die extreme Rechte in Österreich nicht an die Hebel der Macht zu lassen. *Kommentar: Alexander Pollak*

Dossier: Die letzten Shoa-Überlebenden

8 MENGELE ZU HÄNGEN, HÄTTE NICHTS GEBRACHT

Die Auschwitz-Überlebende Eva Kor hat den Nazis vergeben und wurde dafür kritisiert. Ein Akt der Selbstbefreiung?

Interview: Clara Akinyosoye

12 DANN GING ES SCHLAG AUF SCHLAG

Helga Feldner überlebte das KZ-Theresienstadt und entkam dem Abtransport nach Auschwitz knapp. Ein Gespräch über Österreich damals und heute. *Interview: Milena Österreicher*

16 WAS WOLLEN SIE WISSEN?

Der Verein erinnern.at führt ZeitzeugInnen des Nazi-Terrors und Schulklassen zusammen. Helga Emperger, Gabriella Goldmann und Lucia Heilmann erinnern sich. *Text: Gunnar Landsessel*

20 DIE IST GUT, DIE NEHMEN WIR

Wie es Frau Gertrude gelang, Auschwitz und damit dem sicheren Tod zu entkommen. Auszug aus einem Radiofeature.

Feature: Marlene Groihofer

Welt

22 MEINE WELT IST SO VIEL GRÖßER GEWORDEN

Verena Krausneker ist Mitbegründerin des jüdischen Vereins „Shalom Alaikum“, der muslimischen Flüchtlingen hilft.

Interview: Gunnar Landsessel, Alexander Pollak

25 DIE MARKE MACRON

Frankreichs neuer Präsident Emmanuel Macron wird überall gefeiert. Doch er entspricht genau jenem Politikertypus, den Colin Crouch als Symptom der Postdemokratie beschrieben hat.

Text: Sebastian Müller

28 ICH WOLLTE FLÜCHTEN ODER STERBEN

Die Jesidin Aamiya Aji Bashar wurde vom IS verschleppt und versklavt und konnte schließlich flüchten. Ein Gespräch über das Leben danach. *Interview: Eva Maria Bachinger*

30 10.000 JOBS

Können Flüchtlinge am Arbeitsmarkt integriert werden? Bernhard Ehrlich sagt ja und kündigt an, 10.000 Leute zu vermitteln. Auch ohne AMS.

Interview: Kathrin Wimmer, Fotostrecke: Karin Wasner

32 IMPRESSUM

Rubriken

38 KOLUMNEN

Martin Schenk: Mords Gaudi. Über die 3 Gesichter des Witzes. Philipp Sonderegger: Utopischer Realismus. Das Frauenvolksbegehren.

Clara Akinyosoye: Was MigrantInnen gewöhnt sind, halten viele weiße Menschen nur schwer aus.

40 COMMUNITY NEWS

Neues aus den muslimischen Gemeinden. Über ATIB-Spitzelvorwürfe und Van der Bellens Zivilcourage. *Text: Ibrahim Yavuz*

41 SPOTLIGHT

Der russische Oppositionelle Ildar Dadin wurde für das Abhalten von Mahnwachen zu zweieinhalb Jahren Gefängnis verurteilt. Nun kam er vorzeitig frei. *Text: Bianca Said*

42 MEDIEN

Bücher: Ethischer Welthandel von Christian Felber
Etappen einer Flucht von Nermin Ismail

Sieben Stock Dorf von Barbara Nothegger

Film: „Die Migrantigen“ von Arman T. Riahi

45 SOS MITMENSCH

Was die Populistenpause gebracht hat.

46 ANDERE ÜBER ...

Was ist das „Erfolgsgeheimnis“ von Sebastian Kurz?

Kommentar: Peter Filzmaier

bezahlte Anzeige

Servicestellen im Überblick

ÖSTERREICHWEIT - KOSTENLOS - BARRIEREFREI



Service für Bürger und Bürgerinnen

Mo bis Fr 8:00 bis 16:00 Uhr

Tel.: 01 711 00-86 22 86

Mail: buergerservice@sozialministerium.at



Broschürenservice

Broschüren-Bestellservice

Mo bis Fr 8:00 bis 16:00 Uhr

Tel: 01 711 00-86 25 25

Mail: broschuerenservice@sozialministerium.at



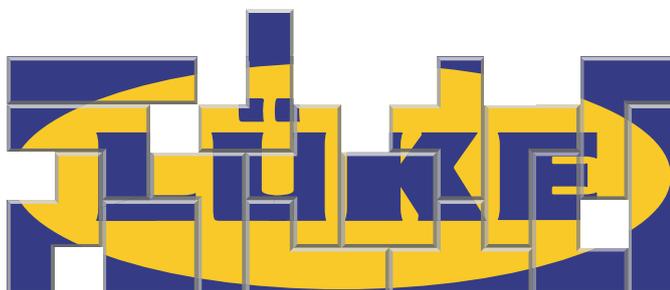
sozialministerium.at



www.sozialministerium.at/broschuerenservice

Steuerlücken w schließen!

www.wege-aus-der-krise.at



CounterACT
Aktiv gegen Hass und Hetze im Netz

Menschenverachtende und hasserfüllte Botschaften werden derzeit zuhauf über soziale Netzwerke, in Kommentarforen und Blogs verbreitet. Das willst Du nicht länger hinnehmen? Die Online-Plattform CounterACT! – Aktiv gegen Hass und Hetze im Netz stellt Informationen, Tools und Handlungsanleitungen bereit, die Dir dabei helfen, effektiv gegen Hass- und Hetze im Internet vorgehen zu können. Mach mit!

www.counteract.or.at

Unfake the News.

Täglich mit DER STANDARD
und derStandard.at



[derStandard.at](https://www.derstandard.at)



HANDLUNGSBEDARF

Wundbrand verhindern

Warum es wichtig ist, die extreme Rechte in Österreich nicht an die Hebel der Macht zu lassen.

Kommentar: Alexander Pollak

Bei der Bundespräsidentenwahl hat eine Mehrheit von 54 Prozent der Stimmen verhindert, dass die extreme Rechte in Österreich mit einem der höchsten Ämter der Republik ausgestattet wird. Jetzt stehen erneut Wahlen vor der Tür. Eine Reihe an BeobachterInnen geht davon aus, dass eine Regierungsbeteiligung der extremen Rechten wahrscheinlich ist.

Während viele in der Bevölkerung den Ernst der Lage erkannt und an der einzigartigen Mobilisierung für einen Bundespräsidenten Alexander Van der Bellen mitgewirkt haben, scheinen andere der Normalisierung des Rechtsextremismus sorglos entgegenszublicken.

Offenbar tut es dringend not, einmal mehr und immer wieder darzulegen, warum es wichtig ist, die VertreterInnen der extremen Rechten nicht mit Regierungsmacht auszustatten. Fangen wir bei dem an, was die Rechte gut kann: Sie erkennt Unzufriedenheit. Sie identifiziert Problembereiche. Sie beherrscht es, den Finger auf wunde Punkte zu legen. Allerdings tut sie das nicht, um diese wunden Punkte zu heilen, sondern sie tut es, um einen Wundbrand zu erzeugen, der das Vertrauen in das demokratische System und in menschenrechtliche und soziale Errungenschaften nachhaltig schwächt.

Die Rechte greift Ängste auf, nicht um dahinter liegende Unsicherheiten zu beseitigen, sondern um einen Zustand der permanenten Beunruhigung zu erzeugen. Sie spricht Identitätsfragen an, nicht um allen

Menschen Zugehörigkeit zur Gesellschaft zu ermöglichen, sondern um unversöhnliche Fronten zu schaffen. Sie benennt Probleme, nicht um Lösungen zu erarbeiten, sondern um radikalen Nationalismus und gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit zu propagieren.

Gegen Normalisierung der Rechtsextremismus

Die extreme Rechte an der Macht bedeutet nicht „nur“ eine erhöhte Wahrscheinlichkeit von Korruption – die Vergangenheit hat gezeigt, dass Politiker, die ohne Skrupel hetzen, oftmals auch keine Skrupel haben, korrupt zu handeln und in die eigene Tasche zu wirtschaften. Die extreme Rechte an der Spitze von Ministerien oder Staatssekretariaten bedeutet auch und vor allem, dass ihre VertreterInnen mit der Möglichkeit ausgestattet werden, über das Rhetorische hinausgehend mittels Verordnungen und Gesetzen Integration zu torpedieren und einen zerstörerischen Keil zwischen Menschen entlang von Kriterien wie Herkunft oder Religionszugehörigkeit zu treiben.

Im Jahr 2000 löste der Eintritt der FPÖ in die Bundesregierung eine Welle des Protests aus. Es kam zu Großdemonstrationen und wöchentlichen Protestmärschen. Der Aufschrei und der öffentliche Druck blieben nicht ohne Wirkung. Der damalige Bundespräsident Thomas Klestil lehnte mehrere Ministervorschläge der FPÖ ab. Darüber hinaus musste die Regierung eine einleitende



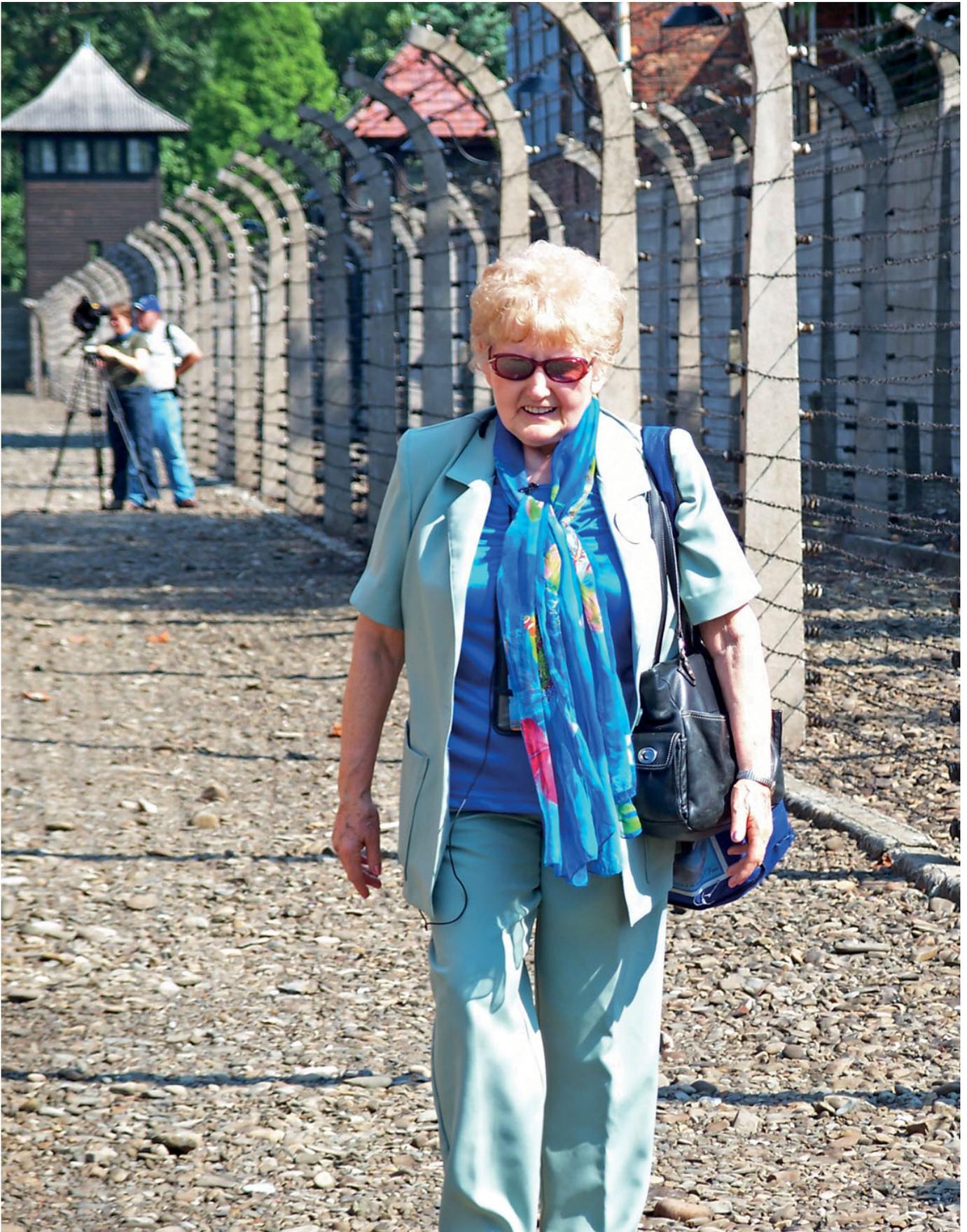
Illustration: Petja Dimitrova

de Präambel zu ihrer Regierungserklärung verfassen. Darin erklärte sie „ihre unerschütterliche Verbundenheit mit den geistigen und sittlichen Werten, die das gemeinsame Erbe der Völker Europas sind“. Weiters musste die ÖVP-FPÖ-Regierung versprechen, „für Respekt, Toleranz und Verständnis für alle Menschen, ungeachtet ihrer Herkunft, Religion oder Weltanschauung“ einzutreten.

Inzwischen sind mehr als 17 Jahre vergangen. Die extreme Rechte hat sich verändert. Sie ist noch ideologischer geworden. Sie ist in ihren Forderungen nach sozialer Spaltung noch radikaler geworden. Und sie ist noch gefährlicher geworden, weil sie besser organisiert und nicht mehr nur auf eine einzelne Führungsperson zugeschnitten ist. Bislang haben weder ÖVP noch SPÖ ein klares Bekenntnis dazu abgegeben, Rechtsextreme nach der kommenden Wahl nicht in Ministerämter zu befördern. Das ist skandalös. Es gilt daher in den kommenden Wochen vehement ein solches Bekenntnis einzufordern. Das ist unser Recht, ich würde sogar sagen, unsere Pflicht.



Soeben erschienen:
Alexander Pollak
Zwanzig Erfolgsfaktoren der extremen Rechten. Zwanzig Gegenstrategien
Books on Demand 2017



Rückkehr zum Ort des Terrors: Eva Kor hat das Vernichtungslager Auschwitz überlebt. Hier sah sie zum letzten Mal ihre Mutter, ihren Vater und ihre älteren Schwestern. Sie überlebte auch den KZ-Arzt Josef Mengele, der an der Zehnjährigen und ihrer Zwillingsschwester seine Experimente ausführte.

„MENGELE ZU HÄNGEN, HÄTTE NICHTS GEÄNDERT“

Sie hat das Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau und die Experimente Mengeles überlebt. Später hat sie den Nazis vergeben und auf der Selektionsrampe getanzt. Ein Gespräch mit der Shoa-Überlebenden Eva Kor über den Versuch einer Selbstbefreiung.

Interview: Clara Akinyosoye

Sie waren bei der Verhandlung gegen den Nationalsozialisten Oskar Gröning in Deutschland dabei. Sie haben ihm die Hand gereicht und ihm vergeben. Warum haben Sie das getan?

Menschen fragen mich immer wieder danach. Und ich frage sie dann: Habe ich das Recht, frei zu sein?

Natürlich.

Und wie werde ich frei? Indem ich vergebe. Ich vergebe den Nazis nicht, um ihnen etwas zu geben. Ich weiß nicht, ob es ihnen was bedeutet. Ich vergebe, um frei zu sein. Indem ich ihnen vergebe, entferne ich den Schmerz aus meinem Leben. Wenn Menschen uns verletzen, dann bricht etwas in unserer Seele. Wir sind nicht mehr ganz. Und der einzige Weg, um mich wieder ganz zu fühlen, war, zu vergeben. Ich kann nicht ändern, was passiert ist. Ich vergesse und verleugne damit nicht, was geschehen ist. Wenn ein Mensch ein Opfer wird, wird er verletzt, er fühlt sich hoffnungslos und machtlos. Er fühlt, dass er keine Macht hat, sich aus dieser Situation zu befreien. Aber eine Macht gibt es noch. Das hab ich 1995 entdeckt.

Wie sind Sie erstmals auf den Gedanken gekommen, den Nazis zu vergeben?

Es war nicht so, dass ich in einem Zimmer gesessen bin und mir gedacht habe, ich könnte heute den Nazis vergeben. Es fing damit an, dass meine Schwester gestorben ist. Ich war verzweifelt. Ich hatte Albträume, in denen ich fühlte, wie sie erstickt. Ich habe versucht, mit dem Schmerz umzugehen, indem ich etwas tue, um an sie zu er-

INDEM ICH DEN NAZIS VERGEBE, ENTFERNE ICH DEN SCHMERZ AUS MEINEM LEBEN.

innern. Also habe ich zwei Jahre später ein Holocaust-Museum eröffnet. Die Albträume verschwanden. Eines Tages erhielt ich einen Anruf, ich sollte als Überlebende an einer Veranstaltung teilnehmen, und man suchte auch einen Nazi-Arzt aus Auschwitz. Ich fand Hans Münch, er wollte zwar nicht kommen, aber er lud mich zu sich nach Deutschland ein. Und so traf ich einen Nazi-Doktor aus Auschwitz. Es war nicht mein Arzt, aber er war ein Freund von Mengele.

Er war der erste Nazi, dem Sie vergeben wollten?

Er hat mir Informationen über die Gaskammern gegeben, die ich vorher noch nie gehört hatte. Als ich ihn fragte, was er über die Gaskammern wisse, sagte er, das sei der Horror, mit dem er leben müsse. Er erzählte, wie die Menschen in die Gaskammern gebracht wurden und danach ein Totenschein für alle ausgestellt wurde. Er war einverstanden, mit mir zu der Gedenkveranstaltung zur Befreiung von Auschwitz zu kommen und eine schriftliche Erklärung über die Geschehnisse dort zu unterschreiben. Das war wichtig. Wenn jemand sagt, dass es keine Gaskammern gibt, kann man ihm dieses Dokument ins Gesicht halten. Ein Dokument, in dem ein Nazi erklärt, dass es Gaskammern gab. Ich wollte ihm dafür danken, ihm etwas schenken. Ich habe lange darüber nachgedacht – beim Autofahren, beim Putzen, beim Kochen. Irgendwann dachte ich, wie wäre es mit einem Brief, in dem ich ihm vergebe?

Könnte man sagen, dass dieser Moment Ihr Leben verändert hat?



Spontaner Händedruck von Oskar Gröning mit Eva Kor. Der SS-Unterscharführer war zwischen 1942 und 1944 im KZ-Auschwitz und stand 2015 wegen Beihilfe zum 300.000-fachen Mord vor Gericht.

Ich entdeckte damals, dass ich, deren Leben man auf den Kopf gestellt hatte, doch noch Macht habe. Die Macht, zu vergeben. Ich habe zehn Monate an dem Brief geschrieben und ihn dann meiner Englisch-Lehrerin gezeigt. Sie sagte mir, dass es nett sei, dass ich Münch vergebe, aber dass er nicht derjenige war, der mir etwas angetan hatte, sondern Josef Mengele. Ich sollte versuchen, einen Brief an ihn zu schreiben und ihm zu vergeben. Ich sollte es probieren und schauen, wie ich mich dabei fühle. Ich suchte mir aus dem Wörterbuch beleidigende Worte und machte eine Liste. Am Ende des Briefes aber schrieb ich: Ich vergebe Ihnen. Es war ein interessantes Gefühl, dass ich die Macht hatte, Josef Mengele zu vergeben. Es gab nichts, dass er dafür oder dagegen tun konnte. Ich wusste, wenn ich Mengele vergeben konnte, der der Schlimmste war, dann gibt es nichts, dass ich nicht schaffen kann.

Die meisten Menschen sind wahrscheinlich der Meinung, dass es, um Vergebung zu erhalten, notwendig ist, zu bereuen und um Verzeihung zu bitten. Wie sehen Sie das?

Ein Rabbi hat mir einmal gesagt, um Vergebung zu erhalten, muss man um Vergebung bitten. Denken wir das einmal durch: Ich muss warten, bis ein Nazi mich um Vergebung bittet? Wer hat dann die Macht? Warum sollte ich einem Nazi noch mehr Macht

geben wollen? Wir müssen diese alten Vorstellungen von Vergebung loswerden. Denn sie sind unfair gegenüber den Opfern. Ich gebe Opfern die Möglichkeit, frei zu sein. Niemals darf man darauf warten, von den TäterInnen befreit zu werden. Ich entscheide, wann und wem ich vergebe. Das ist meine Macht. Ich habe Tausende Briefe von Menschen bekommen, denen Schlimmes

ICH WILL OSKAR GRÖNING WIEDER TREFFEN. ER KANN MIR MEHR ÜBER AUSCHWITZ ERZÄHLEN.

angetan wurde. Nichts anderes als Vergebung hilft. Es gibt auch viele PsychologInnen, die meine Ansicht teilen. Durch Vergebung kann man seine Seele heilen.

Sie mussten für Ihre Ansichten viel Kritik einstecken. Kränkt es Sie, dass viele Überlebende Ihnen übel nehmen, dass Sie den Nazis öffentlich vergeben haben? Ich bin nicht gekränkt. Die Menschen tun mir sehr leid. Ich sprach einmal in einer Synagoge über mein Konzept der Vergebung. Eine Überlebende verlangte danach die gleiche Redezeit, um dagegen zu sprechen. Sie war sehr wütend. Sie fühlte sich angegriffen. Ich sagte ihr: „Warum sollte ich dich angreifen? Ich liebe dich. Wir haben alle gemeinsam überlebt.“ Ich weiß nicht,

warum die anderen so böse auf mich sind. Solange ich so war wie sie, die Nazis hasste, war alles ok. Aber ich war nicht glücklich damit. Mir wurde oft vorgeworfen, dass ich im Namen der Überlebenden den Nazis vergeben hätte, aber das stimmt nicht. Ich spreche nur in meinem Namen. Viele Menschen glauben, wenn wir alle Nazis gehängt hätten, würde es den Überlebenden besser gehen. Aber was mit uns passiert ist, kann dadurch nicht geändert werden und nicht geheilt. Wenn Mengele gehängt worden wäre, hätte es nichts daran geändert, dass ich mit elf Jahren ein Waisenkind wurde, dass ich die Hölle auf Erden durchleben musste. Ich Sorge mich nicht um die Täter, ich Sorge mich um die Opfer.

Kennen Sie auch andere Überlebende, die das so sehen?

Ich habe nur sehr wenige getroffen.

In Ihrem Buch schreiben Sie, dass Sie Oskar Gröning nach seinem Prozess wiedersehen wollten. Wieso wollten Sie diesen Mann noch einmal treffen?

Ich will ihn wieder treffen. Er kann mir mehr über Auschwitz erzählen. Ich will verstehen, wie sich ein menschliches Wesen an so einem Massenmord, wie er in Auschwitz verübt wurde, beteiligen kann. Ich will wissen, was er in Auschwitz gemacht hat, wie er dort funktioniert hat, was er in der Nacht gemacht hat, nachdem er Tötungen beobachtet hat.

Sie sind vor mehr als 70 Jahren aus Auschwitz befreit worden. Wie allgegenwärtig ist Ihre Zeit im Konzentrationslager für Sie?

Mein tägliches Leben dreht sich um Auschwitz. Ich habe mein Museum, ich spreche sehr viel über Auschwitz, besonders mit Jugendlichen. Ich kann nicht die ganze Welt ändern, aber ich kann Teile davon ändern. Wenn man etwas ändern will, soll man Gutes tun, um Menschen zu helfen. Es gibt

Die Schwestern Eva und Miriam, 1985.



viel, das man tun kann. Ich bin wahrscheinlich die glücklichste 83-Jährige, die ich kenne. Ich sitze nicht zu Hause und bemitleide mich. Ich kann noch sehr viel tun.

Heutzutage gehen immer mehr Juden aus europäischen Ländern nach Israel, weil sie Anfeindungen erleben. Wie fühlen Sie sich, wenn Sie das hören?

Antisemitismus ist eine sehr alte Krankheit. Immer wenn etwas falsch lief, wurden Juden beschuldigt, und das ist bis heute so. Ich versuche, die Menschen davon zu überzeugen, dass das falsch ist. Ich werde immer gegen Antisemitismus und alle Vorurteile gegen Menschen aufstehen – egal gegen wen sich diese Vorurteile richten, ob Christen, Muslime oder Bahai. Vorurteile sind immer falsch und verletzen immer Menschen. Wir müssen aus der Geschichte lernen, wozu Vorurteile geführt haben und führen können.

Hat die Gesellschaft denn aus der Geschichte gelernt?

Die Gesellschaft hat aus der Geschichte leider nicht gelernt. Das ist die Tragödie. Mit all den Möglichkeiten, via Internet zu kommunizieren, glaube ich, verbreitet sich das Schlechte schneller als das Gute. Es gibt viele gute Menschen, aber ich denke, sie verbreiten ihre Botschaften nicht so schnell, wie die Bösen das tun. Es ist wohl einfacher zu zerstören, als aufzubauen. Wie lang dauert es, ein Haus zu bauen? Drei oder sechs Monate. Wie lang dauert es, ein Haus zu zerstören? Es braucht nur eine Bombe. Und wie lang dauert es, einen Menschen zu schaffen und zu umsorgen, bis er erwachsen ist? 20 bis 25 Jahre. Aber um ihn zu töten, brauchst du nur eine Waffe und einen Schuss. Es ist für manche Menschen einfa-



Das letzte gemeinsame Foto der Familie Mozes.



Befreiung aus dem Konzentrationslager.

cher, schlecht zu sein als gut zu sein. Aber die Menschen, die Böses in die Welt bringen, werden nie glücklich sein.

Als Sie vor ein paar Jahren Auschwitz besucht haben, haben Sie auf der Selektionsrampe getanzt. Warum haben Sie das gemacht?

Ja, ich habe die Hora getanzt. Ich gehe jedes Jahr nach Auschwitz. Auf dieser Selektionsrampe, diesem kleinen Streifen Land, habe ich innerhalb von 30 Minuten meine ganze Familie verloren. Sie haben mir dort die Freude aus meinem Leben gerissen. Und ich wollte dort tanzen und die Freude am Leben reklamieren. Das war ein Symbol. Und ich werde nicht zulassen, dass diese Selektionsrampe und die Erinnerung daran, was dort passiert ist, mir meine Freude

am Leben nimmt. Ich glaube, dass jeder Mensch auf dieser Erde das Menschenrecht hat, glücklich zu sein, solange man nicht jemand anderen verletzt. Und eine lustige Geschichte: Ich war dort mit einer Gruppe von hundert Menschen, und es waren vier Mönche mit langen Gewändern da. Sie hörten, dass ich dort bin, und wollten mit mir sprechen. Ich sagte: „Wundervoll. Sie werden so toll aussehen, wenn sie mit mir die Hora tanzen.“ Aber ich konnte niemanden überzeugen, mitzumachen (lacht). Es wird wahrscheinlich unmöglich sein, jemanden zu finden, der dort mit Ihnen tanzt. Und ich weiß nicht wieso. Ich dachte, wir könnten es in Erinnerung an die Opfer tun. Wie schade, dass man uns immer traurig will und weinend. Wir können ja beten. Und wir können tanzen.

Eva Mozes Kor, 1934 in Portz im heutigen Rumänien geboren, ist eine der letzten Holocaust-Überlebenden. Sie wurde vor allem deshalb bekannt, weil sie ihren nationalsozialistischen Peinigern vergeben hat. 1944 wurde Kor mit ihrer Familie ins Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau verschleppt. Ihre Eltern und zwei Schwestern wurden ermordet. Eva Mozes Kor und ihre Zwillingsschwester missbrauchte der NS-Arzt Josef Mengele für die grausamen Experimente seiner „Zwillingsforschung“. Die Schwestern überlebten das Konzentrationslager. Bis heute weiß Kor nicht, wel-

che gefährlichen Substanzen die Nazis ihr und ihrer Schwester tagtäglich spritzten. Eva Kors Schwester starb viele Jahre später an den Nachwirkungen der Versuche. Beim Prozess gegen den SS-Mann Oskar Gröning erregte Eva Kor großes Aufsehen, weil sie ihm als Nebenklägerin die Hand reichte und vergab. 2016 veröffentlichte Kor das Buch „Die Macht des Vergebens“. Sie lebt mit ihrem Mann und Kindern in Terra Haute Indiana (USA), wo sie das Candles-Holocaust-Museum im Andenken an die „Mengele-Zwillinge“ gründete und über die Gräueltaten der Nazis informiert.

Clara Akinyosoye, M.A., Studium der Publizistik und Kommunikationswissenschaft. Sie arbeitet bei orf.at. Seit 2017 Mitherausgeberin des Magazins „fresh – black austrian lifestyle“, zuvor redaktionelle Leitung. Sie war Chefredakteurin von „M-MEDIA“, 2010–2012 leitete sie die Integrationsseite der Tageszeitung „Die Presse“.



„Die Macht des Vergebens“ von Eva Mozes Kor, 2016 im Benvenuto Verlag erschienen.

„DANN GING ES SCHLAG AUF SCHLAG“

Helga Feldner gelang es als Kind, im KZ Theresienstadt zu überleben. Ein Gespräch über Österreich damals und heute, den Aufstieg der Rechtspopulisten und die Sicht auf Kriegsflüchtlinge.

Interview und Fotos: Milena Österreicher

Sie wurden 1929 geboren und verbrachten die ersten Jahre Ihrer Kindheit in Wien. Wann nahmen Sie zum ersten Mal Feindseligkeiten gegenüber Juden wahr?

Ich habe als kleines Kind einiges mitbekommen, zum Beispiel die Hakenkreuze am Trottoir. Ich erinnere mich auch an die „Gott schütze Österreich“-Rede von Schuschnigg, die wir alle im Radio hörten. Die Erwachsenen weinten, ich weinte mit, ohne wirklich zu wissen, warum. Dann ging es Schlag auf Schlag. Sie warfen mich bald um den 15. März 1938 von der Volksschule. Der Direktor kam zu mir und einer Kameradin und sagte: „Kommt's heraus. Ihr müsst sofort nach Hause gehen, wir können keine Juden in der Schule dulden.“ Das war sehr traumatisch für mich. Und dann ist der Stern gekommen, das war richtig hart. Jeder hat einen angeschaut. 1940/41 war es dann schon sehr schlimm. Wir durften nicht mit der Straßenbahn fahren, nicht in die Parks. Auf den Bänken stand: „Juden und Hunde unerwünscht.“

War für Ihre Familie Emigration eigentlich ein Thema?

Wir waren knapp bei Kasse. Eines Tages haben sie meinen Vater abgeholt, er war im

Oktober 1938 auf der Roßauer Lände und dann bis Juni 1939 in Buchenwald. Die Orte, an die man auswandern konnte, waren schon sehr beschränkt. Amerika und die europäischen Länder haben ja kaum mehr wen aufgenommen. Letzten Endes konnte man nur nach Kuba oder nach Shanghai. Shanghai war eine Option für uns, wir hatten dort Bekannte. Man konnte ohne Visum und ohne großes Trara hin-

**UND DANN IST DER
STERN GEKOMMEN,
DAS WAR
RICHTIG HART.**

fahren. Die Mama hat alles verkauft, was wir besaßen, und immer wieder versucht, Schiffskarten zu kaufen. Im Juni 1939 ist dann mein Vater zurückgekommen. Wir konnten eine letzte Schiffskarte zahlen, und er fuhr damit nach Genua. Wir mussten dann aber mit Schrecken feststellen, dass wir einem Betrüger aufgesessen waren, es das Schiff nicht gab und das Geld weg war. Vater ist vorerst in Italien geblieben.

Sie blieben in der Zwischenzeit in Wien? Ja, wir waren hier. Großpapa hat seine

schützende Hand über uns gehalten, denn nach den Nürnberger Gesetzen war die Mama ein Mischling ersten Grades mit einem lebenden christlichen Vater, der sich um sie „gesichert“ hat. Es ist immer weiter bergab mit uns gegangen. Wir mussten ständig umziehen. In der Judenschule dünnte sich die Klasse aus. Wenn ein Kind eine Woche nicht erschienen ist, ist es nie wiedergekommen. Insgesamt waren wir dreimal im Sammellager zur Verschickung, aber der Großpapa, ein ehemaliger Offizier, hat uns immer rausgeholt. Kaltenbrunner, der Chef der Gestapo, war wie mein Großpapa in der Wiener Neustädter Offiziersakademie. Ich weiß nicht, ob er ihn kannte, jedenfalls empfing er ihn und versicherte ihm, dass seiner Tochter nichts passieren würde. Wir dachten, das würde auch auf uns Enkelkinder zutreffen. Dem war aber nicht so. Knapp nach meinem 14. Geburtstag galten die Nürnberger Gesetze für mich anders. Ich hatte nicht mehr den Status meiner Mutter, sondern meinen eigenen, den „Volljudenstatus“. Nach meinem Geburtstag bekam ich Ende März 1943 die „Einberufung“ nach Theresienstadt. Meine Mutter meldete sich mit meiner kleinen Schwester freiwillig dazu.



Knapp nach meinem 14. Geburtstag galten die Nürnberger Gesetze für mich anders. Ich hatte nicht mehr den Status meiner Mutter, sondern meinen eigenen, den „Volljudenstatus“.



Innerhalb der Familie sprach man sofort über die Zeit in Theresienstadt. Der Vater erzählte über Buchenwald und Italien, Auschwitz sparte er aus. Nach 1945 fand er eine Anstellung bei der Polizei.

Sie waren von März 1943 bis Juni 1945 in Theresienstadt. Was ist Ihnen von dort besonders in Erinnerung geblieben?

Ich war fortwährend hungrig. Im Sommer war es heiß und im Winter schrecklich kalt. Und es gab riesige Mengen von Ungeziefer, die Strohsäcke haben so gestunken. Da waren Wanzen, Wanzen, Wanzen und Flöhe, Flöhe, Flöhe. Viele Leute haben auch Läuse gehabt. Meine Schwester war im Kinderheim, ich im Jugendheim und die Mama in einem Blockhaus untergebracht. Ich habe geschaut, dass ich eine schwerere Arbeit in der Landwirtschaft bekomme, bei der man mehr zu essen bekam. Es hat sich immer alles um die Esserei gedreht, der Magen hat gekracht. Ich war damals 14 oder 15 Jahre alt.

Was gab es zu essen?

Für drei Tage hat man 750 Gramm Brot, eine Rolle Margarine und ein- oder zweimal eine kleine Tüte Zucker gekriegt. In der Früh einen großen Schöpflöffel von einem undefinierbaren Gebräu aus Rüben. Zu Mittag hat man einen großen Schöpfer von Graupen oder Gersteln bekommen. Es hing davon ab, wie sympathisch man dem Aussteiler war, je nachdem nahm er den Schöpfer von ganz unten oder von oben von der Oberfläche, wo nur Flüssigkeit war. Am Abend dasselbe noch einmal. Jetzt möchte ich Ihnen aber erzählen, wie ich dem Auschwitz-Transport entkommen bin. Im Jahr '44 habe ich eine „Einladung“ nach Auschwitz bekommen. Wir wussten nicht genau, was das war, dachten

an ein Arbeitslager. Alle fuhren dorthin. Es hat ja auch Arbeitslager in der Nähe von Theresienstadt gegeben, in Kohleminen. Die Leute sind dort auch wieder zurückgekommen und haben besser zu essen gekriegt. Ich habe also keinen Grund gesehen, nicht nach Auschwitz zu fahren.

Nur Sie?

Nur ich. Es waren immer um die 2.000 Leute bei einem Transport und ich hatte eine hohe Transportnummer, so um die 1.600.

DAS SIND UNSERE PROBLEME? NICHT SO WIE DIE DER UKRAINER. ODER DER ARMEN SYRER.

Ich würde plötzlich müde und ging herum. Schließlich entdeckte ich ein leeres Zimmer mit einem Bett, in das ich mich legte. Als ich aufwachte, war der Transport weg. Ich dachte mir: „Gut, dann fährst du eben mit dem nächsten.“ Der nächste Transport ging zehn Tage später. Meine Mutter wollte mich nicht allein fahren lassen und meldete sich mit meiner Schwester dazu. Doch die Meldestelle nahm ihre Meldung nicht an. Daraufhin wurde sie nervös und sagte, ich solle nicht mitfahren. Das zweite Mal hatte ich eine Transportnummer um die 1.890, also noch höher, und ging wieder umher, diesmal aber absichtlich nicht durch die Tür zu den Waggons. Irgendwie funktionierte es. Danach wurde ich nochmal geladen. Meine Mutter ging zum Leiter der Landwirtschaft,

der kein Nazi war, sondern einfach ein Farmer. Der gab mir eine Befreiung, denn es war Erdäpfelernte und er hatte schon gar keine Arbeiter mehr. So bin ich nicht nach Auschwitz deportiert worden.

Mein Vater hingegen, der hatte nicht so ein Glück. Er war in Italien, die Deutschen besetzten das Land und schickten von dort Juden nach Auschwitz, so auch meinen Vater. Von den 200, mit denen er geschickt wurde, haben nur zwei überlebt, einer davon mein Vater. Er ist dann im Jänner 1945 befreit worden. Es waren schon die letzten 5.000 zum Erschießen aufgestellt, da sind die russischen Panzer gekommen. Mein Vater hatte danach eine lange Erinnerungslücke. Er hatte Typhus, wachte später in Krakau wieder auf und kam dann auf Umwegen nach Wien. Er sah beim Roten Kreuz, dass wir lebten. Als wir uns schließlich wiedersahen, war er in einem entsetzlichen Zustand.

Sprachen Sie später innerhalb der Familie über die Zeit in Theresienstadt?

Sofort, ja. Im Gegensatz zu meinem Vater, der immer von Buchenwald und Italien erzählte, aber Auschwitz aussparte. Wir wussten nie, was er dort genau erlebt hatte. Es war sehr schwierig für uns danach, das Wiedereinordnen. Er fand in Wien eine Anstellung bei der Polizei. Er fing sich soweit, dass er jeden Tag in die Polizeidirektion ging und seinen Dienst machte, aber jede Nacht schrie er im Schlaf. Wir wachten jedes Mal auf.

Wie haben Sie Wien erlebt, als Sie wieder zurück waren?

Wien war nicht wiederzuerkennen. Am

Aus einer besseren Zeit: Helga Feldner als Kind mit ihrer Großmutter.



Kai ist kein einziges Haus gestanden, Ruinen überall. Wir bekamen von der Kultusgemeinde ein Haus zugewiesen, die Wohnung war eine arisierte Wohnung, in der der Nazi noch wohnte. Das war kein liebevolles Beieinandersein, der Nazi und wir. Er musste uns einen Großteil der Wohnung zur Verfügung stellen, zog später aber aus.

Wie ist es für Sie weitergegangen?

Ich wollte eigentlich nach Israel, konnte aber meine Familie nicht im Stich lassen. Mit einer Freundin von früher wurde ich in die dritte Klasse der Mädchenschule gesteckt, obwohl wir vom Alter her in die siebte Klasse gehört hätten. Wir haben daraufhin so lange mit der Direktorin gesprochen, bis sie uns eine Chance gab, sechs Wochen in die siebte Klasse zu gehen und uns zu beweisen. Wir zwei waren dort in der Klasse, wie Ausstellungsstücke. Wir hatten Nachhilfelehrer, setzten uns auf den Hintern und haben gelernt, gelernt, gelernt. Wir waren sehr isoliert, aber im Lauf des Schuljahres hat sich das ein bisschen gelegt. Wir sahen dann auch, nachdem wir mehr miteinander gesprochen hatten, dass es den anderen Mädchen in der Klasse ja auch schlecht gegangen war. Sie hatten die Zerstörung Wiens miterlebt, hatten ebenso Hunger.

Erlebten Sie nach Kriegsende noch eine Benachteiligung als Jüdin?

Ich studierte Medizin und arbeitete in verschiedenen Spitälern. Ich hatte mehrere Nachteile: Ich war eine Frau, verheiratet und eine Jüdin. Ich musste viel mehr arbeiten und sehr viele Hindernisse überwinden, bis ich etabliert war. Ich habe viel Ellbogen gebraucht. Auch die Schwangerschaften waren ein Problem. Ich habe die Minimal-Karenzeiten eingehalten, dann kümmerte sich meine Mutter um das Kind. Eines Tages bekam ich einen Assistenzposten im Spital, und der Chef sagte zu mir: „Ich hoffe, Sie werden nicht gleich wieder ein Kind bekommen.“ Ich sagte „Nein, nein“ und hatte dabei schon seit mehr als einen Monat nicht mehr menstruiert (*lacht*). Mein restliches Leben war nicht konfliktfrei, aber ich hatte den Mann, den ich wollte, und den Beruf, den ich wollte.

Wann haben Sie mit Ihren Kindern über die Vergangenheit Ihrer Familie gesprochen?

Ich habe meine Kinder, sobald sie einigermaßen imstande waren, nach und nach mit der Wahrheit konfrontiert. Wir sind alle



Nach 1945: Ich hatte mehrere Nachteile: Ich war eine Frau, verheiratet und Jüdin.

nicht gläubig. Aus dem Judentum kann man ja nicht austreten, das will ich auch nicht. Aber mit der Religion habe ich es nicht. Ich habe versucht zu vermitteln, wer sie sind, und auch meinen Moralkodex an sie weiterzugeben. Und ich muss sagen: Ich war erfolgreich.

Was ist Ihr Moralkodex?

Steig niemals auf jemanden, der unten ist. Ganz einfach eine gewisse innere Anständigkeit haben. Das ist mir auch in der nächsten Generation gelungen, bei meinen Enkelkindern. Zum Beispiel die Korrektheit mit dem Geld oder auch aktuell die Flüchtlingshilfe. Sie haben Fahrtendienste nach Traiskirchen geleistet, den Leuten zu essen gegeben. Wir betreuen auch zwei Familien, eine irakische und eine syrische. Was derzeit mit den Flüchtlingen aufgeführt wird ... besonders mit den unbegleiteten minderjährigen Flüchtlingen. Die sind ja völlig entwurzelt.

DIE ABSCHOTTUNGSPOLITIK VON SEBASTIAN KURZ ERINNERT MICH, WIE DAMALS LÄNDER REAGIERTEN.

Was empfinden Sie gegenüber der österreichischen Politik, was den Umgang mit Flüchtlingen betrifft?

Es steigt mir vieles auf, muss ich sagen. Die Abschottungspolitik eines Sebastian Kurz erinnert mich daran, wie damals auch die meisten Länder uns die Türen vor der Nase verschlossen haben. Auf der anderen Seite denke ich mir aber auch, dass es umso vieles besser als der starke Mann von früher ist. Bundeskanzler Kern macht sich nicht so schlecht. Aber wenn die SPÖ mit der FPÖ koalitiert, trete ich sofort aus. Der Hofer, der war schon gefährlich. Da haben wir gezittert. Und wenn man so in Wien hört: „Jessas na, die U6 ist wieder stehen geblieben und ich bin nicht rechtzeitig angekommen.“ – Bitte, was ist das schon? Das sind unsere Probleme?

me? Nicht so wie die der Ukrainer. Oder der armen Syrer.

Sie haben die Entstehung und Entwicklung der Europäischen Union von Anfang mitbekommen. Wie sehen Sie die Zukunft der EU?

Es ist ein Wunschdenken, aber ich hoffe doch sehr, dass sie hält. Das ist eine Errungenschaft, mit nichts zu vergleichen. 70 Jahre Frieden! Die Grausamkeiten des Krieges sind furchtbar. Ich traf letztes Leute vom Spiegelgrund. Schrecklich, was sie den Kindern dort angetan haben. Jeder Mensch hat eine gewisse Hemmung, aber wenn diese gefallen ist, findet man eine Ausrede nach der anderen, um jede Humanität einfach links liegen zu lassen. Ich weiß nicht mehr, ob ich das Beispiel gelesen oder gesehen haben, auf jeden Fall gab es zwei Soldaten, die nicht an den Massenerschießungen von Babi Jar 1941 teilnehmen wollten. Sie waren aber zu feig, um das zu sagen und an die Front zu gehen. Sie haben dann „aus gutem Willen“, wenn sie eine Mutter mit einem Kind sahen, gleichzeitig geschossen. So sind die Leute.

Sie gehen seit den 1990er-Jahren auch als Zeitzeugin in Schulen und erzählen von der NS-Zeit.

Ja, es ist sehr anstrengend, aber ich entschloss mich, es doch zu tun. Ich bin jetzt schon sehr alt, und das Herumfahren ist strapaziös. Letzte Woche in Graz, nächste Woche in Wolkersdorf. Aber vielleicht wirkt es doch ein bisschen, dass sich die Leute überlegen, wie man einen Mitmenschen behandelt. Man muss ihn nicht lieben, man muss ihn nicht einladen, aber man muss ihm eine Chance geben.

Helga Feldner wurde 1929 in Wien-Margareten geboren. Ihre Großmutter war Jüdin. Feldner wurde als 14-Jährige in das KZ Theresienstadt deportiert. Nach 1945 studierte sie Medizin und arbeitete als Internistin. Sie hat vier Kinder, elf Enkelkinder und lebt in Wien.

Milena Österreicher arbeitet als freie Journalistin und unterrichtet Deutsch als Fremdsprache. Sie übersetzt aus dem Spanischen ins Deutsche. Sie hat Publizistik und Kommunikationswissenschaft sowie Transkulturelle Kommunikation in Wien und Madrid studiert. www.milenaosterreicher.com

„ES REGT MICH SCHON AUF“

Der Verein erinnern.at führt Shoa-Überlebende mit interessierten Schulklassen zusammen. Es sind die letzten Chancen, Betroffene des Nazi-Terrors zu befragen.

Text und Fotos: Gunnar Landsgesell



Für das Zusammentreffen mit SchullehrerInnen nach Salzburg angereist: Lucia Heilmann (li.) und Gabriella Goldmann.

Immer noch kommt es zu Situationen, in denen Lucia Heilmann aufschreckt. „Es gibt manchmal Kontrollen bei der U-Bahn. Da stehen die Kontrolleure oben, und wenn die Passanten heraufkommen, verlangen sie einen Ausweis. Ich weiß nicht, ob Sie sich das vorstellen können, aber mir kriecht die Angst hoch, wenn ich das sehe. Mir fallen die Bilder ein von der SS, wie sie auf der Straße die Menschen kontrolliert hat.“

Lucia Heilmann, pensionierte Ärztin, ist eine der wenigen Shoa-Überlebenden, die heute aus eigener Erfahrung über den Nazi-Terror berichten können. Der Verein erinnern.at (getragen vom Bildungsministerium) führt interessierte LehrerInnen und Holocaust-Überlebende für Gespräche mit SchülerInnen zusammen. Eine unschätzbare wertvolle Initiative. Im März dieses Jahres trafen in Salzburg in Form von Round-Ta-

ble-Gesprächen 17 Holocaust-Überlebende mit LehrerInnen aus ganz Österreich zusammen, sodass diese ein Gefühl dafür entwickeln konnten, wie die Geschichte in den Menschen nachwirkt. Mehrmals betonten die ZeitzeugInnen, wie wichtig es ihnen ist, die Jugendlichen nicht unvorbereitet zu treffen. Die Belastung ihrer Erinnerungen, die sie hier abrufen, wiegt immer noch schwer. Erstaunlich hingegen, wie hellwach

die Menschen sind, viele von ihnen fast 90 Jahre, der älteste, Marko Feingold, bereits 104 Jahre alt. Ihr Gedächtnis und ihre Reflexionsfähigkeit sind ein essenzieller Teil unserer Geschichtsschreibung.

Lucia Heilmann

Lucia Heilmann wurde 1929 in Wien in eine jüdische Familie geboren. Sie überlebte vier Jahre lang gemeinsam mit ihrer Mutter in einer Werkstatt, wo der beste Freund und Bergkamerad ihres Vaters, Reinhold Duschka, sie versteckte und versorgte. Lucia existierte dort vollständig isoliert von der Außenwelt.

„Ganz allein und niemals Kontakt mit anderen, so wie das in der Schule ist, wo man mit anderen spricht, lacht, Sport betreibt. Immer war ich, die ganzen vier Jahre, in denen wir versteckt waren, nur mit meiner Mutter und dem Reinhold (Freund der Mutter, Anm.). Die Erleichterung des Aufenthalts in dieser Werkstatt war, dass mir Reinhold die Vorarbeit für seine Gegenstände beigebracht hat. Ich war sein Lehrbub. Ich habe gelernt, wie man aus Metall die Vorlagen herauschneidet, wie man lötet, wie man sie feilt. Ich habe gelernt, mit einer Schreibmaschine zu schreiben und Rechnungen auszustellen. Das hat mir alles mehr Spaß gemacht als das Sitzen und Nichtstun. Meine Mutter und ich mussten Reinhold unterstützen. Je mehr Gegenstände er herstellen konnte, desto mehr konnte er verdienen, desto eher konnte er im Schwarzhandel Lebensmittel kaufen. Es gab damals Karten für Brot, Mehl, Fett, alles in beschränkter Menge. Mehr erhielt man nicht. Wir hatten aber keine Karte. Reinhold hatte mit der Verkäuferin ausgemacht, weil er Bergsteiger und oft hungrig sei, dass sie ihm ohne Karten auch Brot oder Butter verkauft. Dafür musste man sehr viel mehr bezahlen. Damit konnte er uns über diese lange Zeit hinweg verköstigen.

Der schlimmste Tag war der Sonntag. Da musste ich besonders still und leise sein, damit niemand erahnt, dass jemand in der Werkstatt ist. Das wäre höchst gefährlich gewesen. Der Sonntag ist überhaupt nicht vergangen. Vier Jahre lang, Monat für Monat. Das war für ein Kind eine Ewigkeit. Ich war am Schluss schon 16 Jahre alt, bin gewachsen, man konnte aber nichts für mich kaufen. Ich hatte provisorisch Tücher über die Füße gewickelt. Die hygienischen Bedingungen in einer Werkstatt sind schwer vorstellbar. Es gab eine Waschmuschel aus



Lucia Heilmann, 1929 in eine jüdische Familie geboren, überlebte vier Jahre lang in einem Versteck in Wien gemeinsam mit ihrer Mutter. Wäre ihrem Helfer etwas zugestoßen, hätte das den Tod bedeutet.

Metall, in der die Gegenstände bearbeitet wurden. Ein Bad gab es nicht. Diese Zeit war für mich furchtbar bedrückend. Ich war auch nicht in der Schule, meine Mutter versuchte mir, etwas beizubringen, aber sie hatte keine Geduld, ich auch nicht. Reinhold hat sich bemüht, er hat „Mensch ärgere dich“ mit mir gespielt, er ließ mich gewinnen, weil er gesehen hat, dass ein Kind in so einer Beengung kaum durchhalten kann. Drei oder viermal in diesen Jahren hat mich Reinhold nach draußen

YAD VASHEM-EHRUNG: DER HELFER FÜRCHTETE, SEINE KUNDEN IN ÖSTER- REICH ZU VERLIEREN.

mitgenommen. Wir sind nach Grinzing gefahren, dort hat er mich wie einen jungen Hund laufen lassen. Ich wollte nur laufen, ein Stück hin, ein Stück zurück. Allein das hat meinen seelischen Zustand schon verbessert. Dann sind wir in die Werkstatt zurückgefahren. Das alles war ein außerordentlich gefährliches Unternehmen. Hätte man entdeckt, dass er jüdische Menschen versteckt hält, man hätte ihn sofort erschossen. Trotzdem hat er diese Gefahr auf sich genommen, weil er nicht wollte, dass die Frau und das Kind seines besten Freundes in ein Konzentrationslager geschickt werden. Alle Menschen in Österreich haben damals gewusst, dass, wenn man Juden in Transporte steckt, sie getötet werden. So ist es durch Reinholds Initiati-

ve gelungen, uns zu retten. Ihm verdanke ich mein Leben.“

Nach dem Krieg und der Staatsgründung Israels 1948 erfuhren Lucia Heilmann und ihre Mutter von der Gedenkstätte Yad Vashem, wo auch Menschen geehrt wurden, die Juden während des Nationalsozialismus geholfen haben. Sie wollten ihren Lebensretter dort als „Gerechten“ registrieren lassen. Doch Reinhold wollte das nicht. Er, der noch arbeitstätig war, befürchtete, alle seine Kunden zu verlieren, falls diese davon in der Zeitung lesen würden. Sie würden doch nicht bei jemand kaufen, der Juden gerettet hat. Nach Reinholds Pensionierung kam es schließlich zur Ehrung in Yad Vashem, an der auch der Unterrichtsminister aus Wien anreiste. Heilmann: „Für Österreich hat man 82 Gerechte registriert, bei einer Einwohnerzahl von sechs bis sieben Millionen. Natürlich, die Bevölkerung war auch zu Kriegsgefangenen und manchmal zu den Gefangenen aus Mauthausen nicht ganz gefühllos. Sie haben schon hie und da ein Stück Brot hingeworfen, haben eine Geste gemacht. Aber sein eigenes Leben aufs Spiel zu setzen und jemanden zu retten, das waren nicht so viele.“

Heilmanns Mutter war Ärztin, sie hatte vor der NS-Zeit ein Ambulatorium im Wiener Krankenhaus in Lainz geleitet. Im Rahmen ihrer Forschung hatte sie den hohen Vitamin-C-Gehalt von Paprika entdeckt, und sie hatte etwa auch die Konsistenz von Tränenflüssigkeit untersucht. Als Reinhold Duschka eingezogen werden sollte,



Helga Emperger: Am 12. März grölhten Menschen in Villach: „Der Kurt is fuat, jetz geht's uns guat!“ Zuhause erklärte ihr der Vater, ein Widerstandskämpfer, was damit gemeint war.

konnte sie das aufgrund ihrer Kontakte zu einem Professor verhindern. Duschka wurde krankgeschrieben und blieb von einem Fronteinsatz verschoben. Erst dadurch war es ihm später überhaupt möglich, Lucia Heilmann und ihre Mutter zu verstecken. Nach dem Krieg studierte Lucia Medizin an der Universität Wien und wurde ebenfalls Ärztin. Sie lebt mit ihrem Mann, zwei Töchtern und zwei Enkelkindern in Wien.

Helga Emperger

Helga Emperger, geboren 1928, übersiedelte mit ihren Eltern im Alter von vier Jahren von Lienz nach Villach. Ihre Eltern waren im Widerstand aktiv und wurden – so wie die jugendliche Helga – verhaftet.

„Am 12. März hat Österreich aufgehört zu bestehen, wir haben außerhalb der Stadt gewohnt, und ich erinnere mich an Kolonnen von Menschen, die gröhlt haben: ‚Der Kurt ist fuat, jetz geht's uns guat!‘ Ich wusste gar nicht, was das bedeutet. Zu Hause hat mir mein Vater, er war Widerstandskämpfer und sehr oft in Haft, gesagt, das ist unser Bundeskanzler. Der ist jetzt eliminiert worden. Und er sagte sofort: ‚Hitler bedeutet Krieg.‘ Ich war damals neun Jahre alt und wusste nicht, was Hitler bedeutet, was Krieg bedeutet, keine Ahnung. Mein Vater war bei der S-Bahn. Drei Tage später ist schon die Gestapo gekommen und hat ihn geholt. Man hat ihn in ‚Schutzhaft‘ genommen. Er kam bald wieder frei, wurde aber bei der Bahn entlassen und dann wegen Widerstand verurteilt. Er hat über die Gestapo gesagt:

‚Man darf dort nie sagen: Ich habe nichts gemacht. Weil dann kommt man gleich ins KZ. Besser man gesteht eine Kleinigkeit.‘ Er erhielt dann zwei Jahre Gefängnis.“

Was aber hat Helga als Kind von den Aktivitäten der Eltern mitbekommen?

„Das alles wurde vor den Kindern verheimlicht. Mit 14 Jahren sollte ich eine Pistole nach Eisenkappel bringen, wo ich eine Freundin hatte. Ich bin mit dem Zug gefahren, in Klagenfurt gab es einen Bombenangriff, ich musste wieder nach Hause.

IM WIDERSTAND: „MIT 14 JAHREN SOLLTE ICH EINE PISTOLE NACH EISENKAPPEL BRINGEN.“

Was mit der Pistole passiert ist, weiß ich nicht. Im Juni 1944 wurde mein Vater wieder verhaftet, gemeinsam mit einer Riesengruppe von 80 Leuten in Kärnten. Wir hatten eine ganz kleine Wohnung, Küche und Zimmer, die Küchentür war die Eingangstür. Im September klopft es, meine Mutter öffnet, da steht ein großer junger Mann, den Arm verbunden, er blutet. Sie holt ihn herein, das war Erich Rannacher, später Abfahrtsmeister im Schifahren. Er ist aus der Armee desertiert. Später ist noch ein zweiter zu uns gekommen. Erst einige Zeit später erfuhr ich, dass meine Mama unter dem Decknamen Anna eine wichtige Verbindungsstelle in die Steiermark und nach Südkärnten war. Sie half den beiden, damals sagte man: Sie hat sie in den Wald ge-

bracht. Zu den Partisanen. Aber am 11. November 1944 in der Früh hat es heftig an der Tür gepumpt, und eine Stimme sagt: ‚Öffnen Sie! Geheime Staatspolizei.‘ Dann sind die Gestapo-Leute hereingestürzt, haben herumgebrüllt, alles aus den Schränken herausgerissen. Als sie fertig waren, hat es geheißen: ‚Sie kommen alle mit.‘ Meine vierjährige Schwester hat geweint. Meine Mutter sagte: ‚Kinder, zieht's euch warm an: zwei Unterhosen, zwei Hemden, zwei Pull-over.‘ Als ob sie gewusst hätte, was kommen würde. Wir sind ins Gestapo-Hauptquartier gekommen, dann wurden wir getrennt. Das Verhör habe ich glimpflich überstanden, im Bezirksgericht in Villach saß ich in einer Riesenzelle, ganz allein. Ich war nicht einmal noch 16 Jahre alt. Später bin ich in eine Jugendzelle überstellt worden, kein Fließwasser, kein WC, nur ein Verschlag mit einem Kübel. Es war grauslich. Am 18. Dezember sind am Abend zwei Frauen aus meiner Zelle ganz aufgeregt zum Fenster geklettert, es gab dann eine rege Diskussion über den Gefängnishof, auf Slowenisch. Ich hab nichts verstanden, wusste aber, es muss was passiert sein. Erst nachher habe ich erfahren, an dem Tag ist der Prozess zu Ende gegangen, wo dieser Dr. Roland Freisler (berühmter Präsident des Volksgerichtshofs, Anm.) extra aus Berlin nach Klagenfurt gekommen ist, um – wie die Zeitungen schrieben – ‚im Bandengebiet ein Exempel zu statuieren.‘ Das ist auch geschehen, acht Todesurteile wurden verkündet, und viele Zuchthausstrafen. Als man mich danach aus der Zelle geholt hat, wurde ich in einen Raum geführt, zu meiner Mutter. Die Mama hat mich umarmt und gesagt: ‚Mein Kind, du mußt jetzt sehr stark sein, wir müssen uns verabschieden. Wir werden uns nicht wiedersehen.‘ Ich wusste gar nicht, was sie meint. Sie ist, gemeinsam mit den zwei anderen Frauen, am 23. Dezember 1944, einen Tag vor dem Heiligen Abend und einen Tag vor meinem 16. Geburtstag, in Graz hingerichtet – ermordet – worden. Ich war noch bis April in Haft. Für die Verhandlung war ich zu jung, für die Einzelhaft aber nicht.“

Helga Emperger wurde im April entlassen, ohne Angabe von Gründen. Das Haus der Familie in Villach war zerstört. Während der letzten Kriegsgeschehen schlug sie sich zum Bruder ihrer Mutter auf einen Bauernhof durch. Sie hatte Kopfläuse, war abgemagert und bekam Gelbsucht, den Speck, den es bei der Bauernfamilie gab, vertrug sie nicht mehr. Den 8. Mai, Kriegsende,

verbrachte Emperger krank im Bett. Die Freude war groß, getrübt durch die Ungewissheit über ihren Vater und ihre Schwester. Doch beide hatten überlebt. Nach dem Krieg sprach ihr Vater mit ihr und ihrer Schwester nie mehr über die Ermordung ihrer Mutter. Emperger ist seit Jahren als Zeitzeugin an den Schulen aktiv. 2012 entstand der Dokumentarfilm „Wilde Minze“ (von Jenny Gand und Lisa Rettl) über das Leben der Widerstandskämpferin.

Gabriella Goldmann

Gabriella Goldmann wuchs in Stein am Anger / Szombathely in Ungarn auf. Mit 14 Jahren wurde sie aufgrund ihrer jüdischen Herkunft in das Vernichtungslager Auschwitz deportiert. Später musste sie in einer Munitionsfabrik bei Kassel Zwangsarbeit leisten. Zurück in Ungarn teilte sie das Los anderer Shoa-Überlebender. Es herrschte Unwissen oder Desinteresse, die Gesellschaft hatte nun andere Probleme. Die Zurückgekehrten blieben mit ihren Erfahrungen allein. Die Frage, wie man wieder leben konnte in einer Stadt, in der man vorher gequält wurde, beantwortet Goldmann so:

„Wir hatten wenig Kontakt zu anderen Leuten, hauptsächlich mit der kleinen Gruppe von Frauen, mit der ich im KZ war. Aber wir haben uns nie integriert. Die Leute fragten uns zum Beispiel, ob man uns gut behandelt hatte und so einen Blödsinn. Ich habe den Leuten nie etwas erzählt. Ein ungarischer Arzt, der bei Mengele war, hat in Auschwitz gearbeitet, auch in der Gaskammer. Nach der Befreiung hat er sich in eine Flüchtlingsgruppe gemischt und ist am Leben geblieben. Wir hatten, als wir zurück in Ungarn waren, darauf gewartet, dass die Zeitungen über die schrecklichen Ereignisse berichten würden. Nach drei bis vier Wochen erschien tatsächlich der erste Bericht, doch niemand wollte das glauben. Es gab dann eine Serie von Artikeln. Wir selbst wollten und konnten mit den Ungarn nicht darüber sprechen, das war unmöglich. Wir Frauen haben uns untereinander einiges erzählt, aber nur die nicht so schlimmen Dinge. Auch mein Mann und ich haben später darüber gesprochen, aber er war nicht so betroffen wie ich. Mein Mann überlebte zwei Jahre in einem Wald als Förstergehilfe. Als man ihn gegen Kriegsende entdeckte, steckte man ihn noch schnell in einen Transport nach Mauthausen. Aber er war in guter Verfassung und überlebte den letzten Todesmarsch von Mauthausen. Aber die ganz



Gabriella Goldmann wurde mit 14 Jahren nach Auschwitz deportiert. Bei ihren Schulbesuchen ist ihr wichtig, dass die SchülerInnen auf das Gespräch gut vorbereitet werden.

Familie meines Mannes ist ermordet worden.“

Nach dem Ende des NS-Regimes kehrte Goldmann nach Szombathely zurück. Sie war eine von 200 der 3.000 jüdischen EinwohnerInnen, die den Holocaust überlebt hatten. Im Jahr der Ungarnkrise 1956 flüchtete sie mit ihrem Mann über Österreich nach Schweden. Seit 1960 lebt sie in Wien. Zur Zeitzeugin wurde sie durch Lucia Heilmann, die sie gefragt hatte, ob sie sich das vorstellen könnte. Leicht falle ihr das nicht,

NACH 1945: „WIR HATTEN WENIG KONTAKT ZU ANDEREN LEUTEN. WIR HABEN UNS NIE INTEGRIERT.“

sagt Goldmann auf die Frage, ob es erleichternd sei oder doch belastend, nun über diese Ereignisse zu sprechen:

„Es regt mich schon auf. Wieder zurück, wissen Sie ... Man könnte stundenlang darüber reden, aber es ist schon schwierig. In der vergangenen Nacht zum Beispiel sind mir noch bestimmte Dinge eingefallen ...“ Auch Gabriella Goldmann hat Schulen besucht, um über die Shoa zu erzählen, allerdings nicht so oft wie ihre Freundin.

„Frau Heilmann hat schon erlebt, dass sie eingeladen wurde, sie hatte zugesagt, und dann wurde sie angerufen, dass die Direktorin das nicht will. Für mich war es, als ich das erste Mal an einer Schule war, ganz schlimm. Es war überhaupt nichts vorbereitet, die Kinder wussten gar nicht, was sie

jetzt hören werden. Ich habe dem Ministerium dann gesagt: Bitte, ich möchte nur in Klassen gehen, die auch vorbereitet sind. Mit kleinen Kindern hat das auch keinen Sinn. Einmal ist eine Klasse aus Graz gekommen, sehr nette junge Männer. Dann haben wir uns an den Tisch gesetzt, aber es kam nichts. Ich habe einen gefragt: Was möchtest du wissen? Ich war ein bisschen ratlos.“

Anders verhielt sich das mit Goldmanns Tochter, sie hatte viele Fragen an ihre Mutter, wengleich das auch zu Belastungen im Verhältnis beider führte. Das erinnert an die Graphic Novel des US-Autors Art Spiegelman, der in „Maus“ (1989/91) auf erschreckende Weise von den Bruchlinien zwischen den Generationen erzählte. Für Gabrielle Goldmann wurde erst später einiges klar: „Meine Tochter wollte alles wissen, sie hat alle Filme gesehen und Bücher zum Thema gelesen. Ich habe ihr viel erzählt, das hat sie schockiert. Ihr ging es nicht gut damit. ESRA, das psychosoziale Zentrum (zur Betreuung von Shoa-Überlebenden und deren Angehörigen, Anm.) hat dann für die zweite Generation Kurs- und Therapiemöglichkeiten angeboten. Ich habe zwar zuerst nicht verstanden, warum sie eine Therapie brauchen. Wir brauchen eine Therapie (lacht). Aber dann ist mir klar geworden, dass es für meine Tochter belastend war. Sie hat mir nie erzählt, worüber sie in den Kursen gesprochen hat, aber es waren viele aus der zweiten Generation, die daran teilgenommen haben.“

ALS EINZIGE ÜBERLEBT

Frau Gertrude hat als Einzige ihrer Familie das KZ Auschwitz überlebt. In einem Gespräch mit Marlene Groihofer erinnert sie sich.

Radiofeature: Marlene Groihofer



Als Hitlers Truppen in Österreich einmarschieren, ist Gertrude zehn Jahre alt. Mit 16 Jahren wird sie mit ihren Eltern und den zwei jüngeren Brüdern nach Auschwitz deportiert. Ihre gesamte Familie wird ermordet, sie überlebt unter unvorstellbaren Bedingungen. Für die eine Sendung, die 2016 für radio klassik Stephansdom entstand, erzählt Frau Gertrude über das Jahr 1938, den Ausschluss aus dem öffentlichen Leben, die Flucht ihrer Familie ins Ausland und ihre Deportation in das Nazi-Vernichtungslager. Als Näherinnen gesucht werden, kommt sie in eine Fabrik von Philips in Breslau, später nach Hamburg, nicht alle schaffen das. Sie muss Panzergräben ausheben und in einem Salzbergwerk Eisenblättchen für die Flugzeugproduktion ausstanzen. Als sich unter den ArbeiterInnen eines Tages 1.000 Menschen aufstellen sollten, hatten viele gefürchtet, diese würden erschossen. Doch sie kommt im Rahmen eines Gefangenenaustauschs frei. Sie kam über Dänemark und Schweden wieder nach Wien zurück. In Nachkriegsösterreich gelang es der jungen Frau, trotz schwerer Traumata wieder Fuß zu fassen. Sie heiratete und bekam eine Tochter und arbeitete später als Abteilungsleiterin im Baustoffhandel. Den Nachdruck des gesamten Radiogesprächs können Sie auf der Seite von SOS Mitmensch nachlesen. Er entstand mit freundlicher Genehmigung von

Marlene Groihofer. Den Podcast der preisgekrönten Sendung finden Sie auf <https://radioklassik.at/die-einzige-die-ueberlebt-hat>. Im Folgenden ein Auszug:

Sie habe sich geschworen, sich ihre Menschenwürde nicht nehmen zu lassen, sagt Frau Gertrude. Sieben Monate verbringt sie in Auschwitz. 17 Jahre alt wird sie dort.

Frau Gertrude: Jeder hat eine Decke bekommen. So wie man die Pferde abdeckt, so eine Decke. Keinen Polster, sonst nichts.

WIR HABEN NICHT NUR EINMAL TOTE MIT DER SCHEIBTRUHE RAUSGEFÜHRT.

In der Nacht ist manchmal die SS gekommen, gepfiffen, wir haben aufstehen müssen, uns nackt aufstellen, die sind durchgegangen, haben uns angeschaut, blöde Kommentare gemacht, mit der Peitsche ein bisschen hingehaut, je nachdem wie sie ge-launt waren. Dann haben sie gepfiffen, und wir haben wieder ins Bett müssen. Manchmal ist's gewesen, dass sie eine Aussortierung angeordnet haben. Da hat man sich aufstellen müssen, dann sind sie durchgegangen und haben gesagt: Die, die, die. Und einer ist hinten nachgegangen und hat die Nummern aufgeschrieben. Die sind in der

Früh geholt und vergast worden. Einmal bin ich auf der Liste gestanden, als Letzte. Die, die das geschrieben hat, hat mich angeschaut und hat so gemacht und hat mich nicht dazugeschrieben. Schicksal. Warum, weiß ich nicht. Sie hat ja alle anderen auch aufgeschrieben. Dadurch, dass ich die Letzte war. Ich weiß nicht.

Da war eine Szene in Auschwitz, die sehr prägend war für mich. Da ist aus Ungarn ein Transport gekommen. Wir haben vermutet, es sind Zigeuner, weil sie waren sehr bunt gekleidet, schwarze Zöpfe, haben gesungen auf dem Lastauto. Die sind mit einem Auto zu einer Grube geführt worden, der Lastwagen hat gekippt, die sind dort reingefallen, die haben natürlich geschrien, obendrauf Benzin, angezündet, und sind bei lebendigem Leib verbrannt worden. Die Untersten sind eh schon erstickt. Die Obersten sicher nicht. Das hat mich ... ich habe im KZ vieles gesehen ... wir haben nicht nur einmal Tote mit der Scheibtruhe rausgeführt. Es haben welche flüchten wollen, die sind aufgehängt worden vor unseren Augen. Es waren viele Sachen, die man in meinem Alter normalerweise nicht verkraften kann. Das mit den Ungarinnen ... die habe ich so beneidet, wie die reingekommen sind. So schöne schwarze Haare und ein schönes Gewand und wir dreckig und verlaust. Ich habe mir gedacht, sind die schön. Ich habe



Frau Gertrude: „Ich habe vieles im KZ gesehen. Man hat's verkraftet, aber wirklich verkraftet habe ich es bis heute nicht.“

die bewundert, wie man einen Schauspieler bewundert ... dann sind die bei lebendigem Leib verbrannt worden. Die haben geschrien, das hat man bis wohin gehört ..., das stinkende Fleisch, das verbrannte. Das hat mich schwer geschockt. Man hat's verkraftet, aber wirklich verkraftet habe ich es bis heute nicht.

Gertrude wird in Auschwitz schließlich Läuferin. Sie wird als Botin zwischen den verschiedenen Teilen des Lagers eingesetzt. Im November 1944, nach sieben Monaten gelangt es ihr, das größte deutsche Vernichtungslager zu verlassen.

Frau Gertrude: Am 11. November 1944 ist eine Kommission gekommen und hat angeblich Arbeiter gesucht, die gut sehen und gutes Fingerspitzengefühl haben. Ich habe nicht gewusst für was, aber ich habe mich nicht melden dürfen, weil ich Läuferin war. Ich habe diese Binde, wo draufgestanden ist „Läuferin“, runtergenommen und bin hingegangen und habe mich gemeldet. Ich habe nur das Gefühl gehabt, weg von da, lange halte ich das nicht mehr durch. Ich hab den Test sehr gut bestanden. Ich habe damals gut gesehen, Nähen habe ich auch können, und da hat man zwischen Glas einen Faden oder ein Haar erkennen müssen. Das habe ich erkannt. Da hat der gesagt, die ist gut, die nehmen wir. Sofort habe

ich von der Kommission aus nicht mehr zurückdürfen, sondern wir sind in einen Waggon rein. Das war Vormittag. Dann sind wir dort gestanden, und der Zug ist nicht weggefahren. Ich habe so eine Angst gehabt, dass die draufkommen, dass ich nicht mehr dort bin. Ich wäre ja aufgefallen, wenn ich nicht am Tor gestanden wäre. Bin aber anscheinend nicht aufgefallen, und gegen Abend hat sich endlich der Zug in Bewegung gesetzt und wir sind nach Breslau transportiert worden. Dort war eine Philips-Fabrik, aber außerhalb von Breslau war

IN DER PHILIPS-FABRIK: DA IST IMMER KONTROLLIERT WORDEN, OB WIR NICHT SABOTAGE BETREIBEN.

das Lager. Da sind wir in das Lager gekommen und haben in Breslau in der Fabrik gearbeitet, und zwar Lampen zusammengesetzt, Glühlampen für Flugzeuge und so. Das ist natürlich immer geprüft worden, ob wir nicht Sabotage betreiben. Was wir teilweise gemacht haben, weil wir gewusst haben, das geht durch ohne ...

Da war ich wenigstens untertags in einem warmen Raum. Die Fabrik war ja geheizt. Aber wenn Fliegeralarm war, sind die Arbeiterinnen in den Keller gegangen und wir haben rausgehen müssen und im Hof haben wir uns müssen am Boden hocken, so,

damit wir von oben ausschauen wie Kraut, ist uns gesagt worden, der runde Rücken. Weil, wenn die Flugzeuge drüberfliegen, dass sie nicht erkennen, dass da Menschen sind. Und da haben wir müssen so schön, wie wenn wir Krauthappeln wären, nebeneinander sitzen. In der Kälte da draußen, und die sind meistens mittags gekommen und da haben wir die Suppe nicht gekriegt. Wenn wir zurückgekommen sind, war wieder Arbeitszeit. Und ich habe nichts zu essen gekriegt. Normalerweise haben wir von der Fabrik ein Supperl gekriegt. Bei Fliegeralarm sind wir um das auch umgefallen. Eines Tages hat es geheißen, Freiwillige, wer meldet sich die Fabrik reinigen, die Räume reinigen? Da habe ich mich gemeldet. Da war der Saal leer natürlich, aber schön warm. Da haben wir einen Kübel Wasser gekriegt und eine Stelle, wo wir Wasser holen können, um das zu reinigen. Ich bin zuerst aufs Klo gegangen, habe mich gewaschen von oben bis unten. Mit dem Wasser, das war dann schon dreckig, habe ich dann die Tische, die Sessel und den Boden gereinigt. Hab mein Gewand ausgewaschen und über die Heizung gehängt. Dann als warmer aber noch feuchter angezogen und zum Zurückmarschieren in die Baracke. Wenn ich das heute mache, sterbe ich an einer Lungenentzündung. Das habe ich damals alles ausgehalten. Dann ist die Front immer näher gekommen zu Breslau.

ZIVILGESELLSCHAFT

Wir helfen unseren Nachbarn von Morgen

Auch nach der großen Hilfswelle im Jahr 2015 gibt es viele Initiativen, die Flüchtlinge unterstützen. Unbürokratisch, unentgeltlich und mit viel Freude. Shalom Alaikum ist eine davon. Verena Krausneker über die Motivationen des Vereins, die Skepsis in der jüdischen Gemeinde und das Schweigen der Politik über die Zivilgesellschaft.

INTERVIEW: GUNNAR LANDSGESELL, ALEXANDER POLLAK



Oktober 2016: Preisverleihung für „Shalom Alaikum“ im Bundesministerium für Europa, Integration und Äußeres.



Shalom-Alaikum-Mitinitiatorin Verena Krausneker (re.). Asmaa A. ist Bauingenieurin aus dem Irak. Ihr Mann Khaled H. hat dort als Kfz-Mechaniker gearbeitet. Sie sind mit ihren zwei Kindern nach Österreich geflüchtet und warten nach eineinhalb Jahren noch immer auf ihr Asylinterview.

War Shalom Alaikum von Anfang an als jüdisches Projekt geplant?

Krausneker: Wir waren alle unabhängig voneinander in der Flüchtlingshilfe aktiv und haben uns im Herbst 2015 zufällig gefunden. Wir hatten zwei Motivationen: Als die vielen Menschen nicht mehr durch Wien gezogen sind, wollten wir weitermachen – aber mit denen, die hier bleiben. Und wir wollten als jüdische Flüchtlingshelferinnen sichtbar sein. Wir haben alle gute Erfahrungen gemacht, als wir den Leuten geholfen haben. Wir wussten nicht, ob die Leute jüdische Menschen kennen und wie sie das finden. Ich hatte über viele Monate immer wieder Menschen bei mir gehabt, in meiner Wohnung sieht man, dass ich jüdisch bin. Die Reaktionen waren sehr offen, interessiert, neugierig und freundlich.

Das klingt nach einer Bestätigung, Ihre Arbeit in einem Verein fortzusetzen.

Krausneker: Ja, wir suchten ein Haus mit einer Größe, die für uns und unsere Mög-

lichkeiten machbar war. Chanukka 2015 war ein Anlass, uns vorzustellen und Geschenke zu machen, ohne dass es beschämend wäre. Wir haben Wishlists ausgeteilt und dann vom Fußball über Socken bis hin zu Zimmerpflanzen die Geschenke verteilt. Alle Familien aus dem Haus haben gekocht, das war sehr schön.

„Wir wussten nicht, ob die Leute jüdische Menschen kennen und wie sie das finden.“

Gibt es noch immer Wishlists?

Krausneker: Ja. Wir sind noch immer das kleine Team von sechs Frauen und auf unserer Facebook-Seite haben wir einen Kreis von rund 1.600 Unterstützerinnen. Zum Beispiel: Asmaa und Khaled haben sich einen Deutschkurs gewünscht, weil sie in ihrer Wartezeit, die schon 1,8 Jahre dauert, kein Recht auf einen Kurs haben. Eine Frau hat dann die volle Summe für einen Deutschkurs gespendet.

Welche Wünsche gibt es, die man nicht erfüllen kann?

Krausneker lachend: Einen Flachbildschirm schaffen wir nicht. Aber wenn Nazir sagt, er braucht Sportschuhe, weil er laufen gehen will, um nicht verrückt zu werden im Kopf, das geht schnell... Ich möchte auch dazusagen: Unser Spenderinnenkreis ist großteils nicht jüdisch. Die vielen Leute, die Shalom Alaikum ermöglichen, tun das, um Flüchtlinge zu unterstützen.

Wer sind Ihre Partner?

Krausneker: Unsere wichtigsten Partner sind „wieder wohnen“ und das Team des Hauses. Sie ermöglichen, dass wir mit den Familien Kontakt haben. Wir haben einen Termin eingerichtet, der heißt „Let's talk“, der einmal im Monat für zwei Stunden stattfindet. Die Leute brauchen Unterstützung bei Behördenwegen oder dass man einen Arztbefund erklärt. Wir machen viel Nachhilfe, ich lerne einmal die Woche mit einem siebenjährigen Kind Deutsch. Es gibt auch Zeitspenden, das sind zum Bei-

spiel Leute, die Kontakt mit einer Familie über viele Monate haben und sie begleiten.

Wie geht es Ihnen im Haus, Frau Abdulah?

Asmaa A: Wir sind seit mehr als eineinhalb Jahren hier, das ist eine schwierige Situation. Wir leben mit einer zweiten Familie in einer Wohnung. Da muss man unterschiedliche Gewohnheiten und Traditionen zusammenbringen. In einer Wohnung gibt es auch nur ein Bad, aber wir finden uns zurecht.

Krausneker: Wenn die Menschen den Aufenthaltbescheid haben, müssen sie nach den Regeln von „wieder wohnen“ innerhalb von vier Monaten ausziehen. Dabei helfen wir noch. Manche sehen den Auszug als Beginn ihrer Selbstständigkeit, andere bleiben mit uns in Kontakt. Wichtig ist mir: Wir sind alle Wienerinnen und haben hier ein Netzwerk – Zugang zu Jobs, ein Platz in einem Gymnasium, das alles funktioniert auch aufgrund dieses Netzwerks, das wir zugänglich machen. Das ist auch ein großer Teil unserer Arbeit.

Ist „Shalom Alaikum“ ein Projekt zur Integration der Menschen?

Krausneker: Unser Gedanke war: Das sind unsere zukünftigen Nachbarn und Nachbarinnen. Und wir wollen diese Nachbarschaft jetzt schon begründen und zu etwas Stabilem und Friedlichem machen. Wir bauen zusammen etwas. Deshalb machen wir auch Interviews immer nur gemeinsam. Shalom Alaikum als Idee allein funktioniert nicht, das ist eine Partnerschaft.

In der jüdischen Gemeinde gibt es teilweise Ängste, der Antisemitismus könnte größer werden. Wollten Sie dem auch begegnen?

Asmaa A. schüttelt den Kopf, als sie das Wort „Antisemitismus“ hört.

Krausneker: Asmaa sagt Nein, und unsere Arbeit zeigt unseren Freunden auch, man muss keine Angst haben. Bei uns im Haus ist Frieden, wir haben keinerlei negative Erfahrungen gemacht. Hinsichtlich der jüdischen Gemeinde waren wir aber doch überrascht, wie groß die Ängste sind. Ich denke, durch unsere – sehr transparente – Arbeit hat sich das aber verändert. Es hat in den eineinhalb Jahren keine einzige un-



Khaled H.: „Im Irak haben auch Juden gelebt, aber das ist lange her.“

angenehme Situation im Umgang mit den Menschen, die wir unterstützen, gegeben. Über unsere Arbeit in der Gemeinde zu erzählen ist auch ein wichtiger Teil unserer Arbeit, das haben wir verstanden. Wir erhalten im Juni den Leon-Zelman-Preis, das ist eine große Ehre.

„Wir waren überrascht, wie gross die Ängste in der jüdischen Gemeinde sind.“

Welche persönlichen Rückmeldungen haben Sie innerhalb der jüdischen Gemeinde erhalten?

Krausneker: Ich persönlich hatte keinerlei schlechte Erfahrungen, aber Vorstandskolleginnen haben Freundschaften eingebüßt. Das ist schlimm. Das Problem ist: Meine Vorstandskollegin hat zu einer Freundin gemeint, sie soll doch mit in das Haus kommen, sie kennt die Leute seit über einem Jahr. Die Antwort war „Nein“. Diese Ablehnung hat uns erschreckt. Aber ich glaube, das hat schlicht mit Angst zu tun – wo es einfacher ist, an der Angst festzuhalten und seine Identität daraus zu schöpfen, als aus einer neuen Erfahrung.

Wie war das im Irak, wurde dort Antisemitismus geschürt?

Khaled H.: Im Irak haben auch Juden gelebt, aber das ist lange her, in den fünfziger Jahren, sie waren Nachbarn in einem

Bezirk in Bagdad. Aber die Probleme, auch in Syrien, haben nicht mit Juden zu tun. Da kämpfen Araber gegen Araber.

Hat es Phasen gegeben, in denen Sie Shalom Alaikum beenden wollten?

Krausneker: Nein, keine existenziellen Krisen. Im Gegenteil: Meine Welt ist so viel größer geworden, wir machen immer wieder neue Dinge. Vor einem Monat haben wir einen Frauennachmittag organisiert und bei mir eine Nachmittagsparty gemacht. Letzten Sommer gab es ein großes öffentliches Picknick im Prater mit 100 Menschen, auch mit den SpenderInnen. Im Haus ist es zu eng für so eine Veranstaltung.

Trifft es Sie, wenn höhnisch über Willkommenskultur geredet wird oder Sebastian Kurz sagt, deren Protagonisten sind schuld daran, dass jetzt die Grenzen dichtgemacht werden müssen?

Krausneker: Das trifft mich sehr. Nicht die einzelnen Bemerkungen. Aber dass der gesamte politische Diskurs in Österreich ignoriert, was an ehrenamtlicher, guter Arbeit und täglicher Begleitung passiert. Wer die Situation handhabt, sind lauter einzelne Leute und Communities. Dass das überhaupt nicht positiv im politischen Diskurs abgebildet wird, macht mich richtig wütend. Es gibt Hunderte Initiativen wie Shalom Alaikum in Österreich, die immer noch die Menschen begleiten. Dem wird keine Rechnung getragen. Zuletzt ein unqualifizierter Querruf eines Multimillionärs. Ich denke mir: Hallo, ich bin diejenige, die auf meiner Couch und auf Gästebetten die Leute untergebracht hat. Das ist die Realität. Die großen Probleme, von denen gesprochen wird, sehe ich jedenfalls nicht. Aber die Bemerkung von Kurz ist insofern komisch, als wir von seinem Ministerium für unsere Arbeit einen Anerkennungspreis erhalten haben. Das ist schon ein bisschen schizophr.



Verena Krausneker ist Sprachwissenschaftlerin an der Universität Wien. So wie alle anderen Vorstandsmitglieder leistet sie ihren Beitrag zu Shalom

Alaikum zu 100 Prozent ehrenamtlich. Mehr zum Verein: www.facebook.com/ShalomAlaikumVienna

POLITIK VON OBEN

Macron, der Postdemokrat

Frankreichs neuer Präsident Emmanuel Macron entspricht genau jenem politischen Prototyp, den Colin Crouch als Symptom der Postdemokratie skizziert hat.

TEXT: SEBASTIAN MÜLLER

Der Sieger der französischen Präsidentschaftswahlen ist die perfekte Marke. Ein Label, mit dem man alle Attribute in Verbindung bringen kann, die man in der heutigen Gesellschaft zum Erfolg braucht – vor allem aber, um eben Präsident zu werden.

Emmanuel Macron – er ist der für die liberalen Funktionseliten maßgeschneiderte Gegenentwurf zu Donald Trump und zum „Rechtspopulismus“, die smarte Variante des Winnertyps. Nicht zufällig feiern ihn die Medien ekstatisch: als jung, modern, dynamisch, liberal, reformbereit, optimistisch, weltoffen, europäisch. Die Antipole definieren sich dabei nicht nur politisch: Trump, ein protzig seinen Reichtum zur Schau stellender, polternder, fast primitiv wirkender Machtmensch. Macron hingegen ein distinguiertes Sonnyboy, der seine diskrete Zugehörigkeit zum französischen Establishment durch seinen jugendlichen Elan und seine Unverbrauchtheit wettzumachen weiß.

*„Ein bisschen Mann. Ein bisschen Frau.
Das ist die neue Mode. Androgyn.“*

Nicolas Sarkozy

Mystik statt Fakten

Dabei hilft ungemein, dass Macron keine Partei hinter sich hat, ganz so, als hätte er noch keine politischen Spuren hinterlassen. Er scheint nicht verhaftet mit den abgewirtschafteten Parteien der wankenden fünften Republik und ihrem Makel. Sein Glanz überstrahlt die Ironie, dass er es war, der als Berater und Wirtschaftsminister von François Hollande jenen neoliberalen Kurs einleitete, der nun für den Parti socialiste zum Fiasko geworden ist. Macron, nach dem das „Loi Macron“ benannt ist, also die in Gesetz



Distanzierung von politischen Parteien: Nicht das Programm, sondern die Marke „Macron“ wurde gewählt.

gegessenen unbeliebten Wirtschaftsreformen unter Hollande, kann sich hier offenbar auf die Demenz der WählerInnenschaft verlassen.

So macht der Ex-Investmentbanker den Pontius Pilatus. Er wäscht die Hände in Unschuld und fängt neu an, obwohl sein spät veröffentlichtes Reformprogramm dem von Hollande frapperend ähnelt. Und doch will seine neue Bewegung (En Marche) nichts mit der alten französischen Politikerkaste am Hut haben. Alles wird hipper und frischer inszeniert. Man könnte auch sagen: Alter Wein in neuen Schläuchen – nur mit weniger Steuern, mehr Europa, mehr Innovation, mehr Wirtschaftsliberalismus und mehr Widersprüchen.

Und die Franzosen spielen mit. Es ist das

Spiel mit dem Image, in dem Inhalte ohnehin in den Hintergrund rutschen (sollen), das Spiel der Werbeindustrie, in der gegen alle Zweifel eine gute Kampagne hilft. Mit anderen Worten: Macron ist der Kandidat des perfektionierten Polit-Entertainments, der Populist von oben.

„Die Politik ist Mystik. (...) Darin besteht mein ganzer Kampf. Es ist ein Irrtum zu glauben, dass das Programm im Kernstück einer Wahlkampagne steht.“

Emmanuel Macron

Mystik statt Fakten? Damit landet man schneller wieder bei Trump, als einem lieb ist. Denn bei allen Unterschieden sind das die Parallelen zwischen den beiden Poli-

kertypen. Macron hat seine Strategie aus dem seit jeher personalisierten US-Wahlkampf gezogen, der immer mehr auch in Europa zum Maßstab wird. Das Auftreten als Marke, die Verengung auf eine „christus-ähnliche“ Person und ihre Entertainmentfähigkeiten, sie hat – wenn auch auf andere Art und Weise – ebenso Trump ausgezeichnet. Trump bot eine Show für das weiße Proletariat, „EM“, so das Kürzel von Macron, für das „bunte“, urbane Bildungsbürgertum. Jeder konsumiert nach seiner Façon. Und auch Trump hatte nicht wirklich eine Partei hinter sich. Die Republikaner gingen auf Distanz. Mehr als bei jedem anderen Präsidentschaftskandidaten war es eine One-Man-Show. Trump rekrutierte seine Berater, Minister und Mitarbeiter aus Emporkömmlingen, politischen Outlaws und Unternehmern der Wall Street.

Ein Vakuum für Lobbyisten

Macron will mit „En Marche“ ganz ähnlich vorgehen. Die mittlerweile rund 230.000 Mitglieder seiner Bewegung, die Macron wie ein Start-up führt, konnten sich für die Listenplätze der Parlamentswahlen bewerben. Macron will zumindest zur Hälfte „VertreterInnen der Zivilgesellschaft“ auswählen, das heißt KandidatInnen, die kein politisches Mandat innegehabt haben – und mit Parität von Männern und Frauen. Ohne Parteiapparat ist Macron zudem mehr als andere auf Spendengelder angewiesen (Mitgliedschaften in der Organisation sind kostenlos und mit paralleler Parteizugehörigkeit möglich). Im Eintreiben der Gelder ist er indes erfolgreich – über 6,5 Millionen Euro sollen aus dieser Quelle geflossen sein. En Marche will in allen 577 Wahlkreisen Kandidaten aufstellen. Bisher ist nur ein Teil der Namen bekannt. Um als Staatspräsident handlungsfähig zu sein, wäre er auf eine verlässliche Mehrheit im bisher parteipolitisch dominierten Parlament angewiesen. Bisher ist er aber ohne wirkliche Basis, was einem postdemokratischen Trend entsprechen würde: Die Parteibasis verliert im politischen Willensbildungsprozess an Einfluss und Bedeutung.

Colin Crouch beschrieb diese Entwicklung bereits in seinem 2004 erschienenen Buchlein *Post Democracy*, das vier Jahre später in deutscher Sprache erschien und seitdem nicht mehr aus dem politikologischen Diskurs wegzudenken ist. Konkurrierende Teams aus PR-ExpertInnen kontrollieren die öffentliche Debatte während der Wahl-



Seine Bewegung „En Marche“ führt Frankreichs neuer Präsident wie ein Start-up-Unternehmen.

kämpfe so stark, dass sie zu einem reinen Spektakel verkommt. Im Schatten dieser Inszenierung wird die reale Politik in den Hinterzimmern von den Funktionseliten gemacht, die vor allem die Interessen der Wirtschaft vertreten. Damit ist der Niedergang der etablierten, insbesondere aber der sozialdemokratischen Parteien ein Symptom der „Krise des egalitären, an politischer und ökonomischer Gleichheit ausgerichteten Projekts“ (Crouch).

Macron ist erklärtermaßen kein Freund des Egalitarismus. Um divergierende Interessen von AnhängerInnen, Mitgliedern und AktivistInnen zufriedenzustellen, setzt En Marche als Prototyp neuer Bewegungen nicht mehr auf zähe und langwierige deliberative Aushandlungs- und Konsolidierungsprozesse, sondern auf möglichst emotionale Botschaften, die im Kern alles oder auch nichts bedeuten können. Das beste Beispiel hierfür ist die deutsche Initiative „Pulse of Europe“, die nicht von ungefähr Überschneidungen mit En Marche hat.

„Sie haben ein unglaubliches Talent. Sie reden sieben Minuten und ich bin nicht in der Lage, Ihre Gedanken zusammenzufassen. (...) Sie haben nichts gesagt, nur absolute Leere, verblüffend.“

Marine Le Pen zu Emmanuel Macron

Pulse of Europe wie auch En Marche kommen auf den ersten Blick wie Bürgerbewe-

gungen daher, die die positiven Rechte einer lebendigen Demokratie wahrnehmen. Auf den zweiten Blick aber wird deren vertikale Struktur deutlich. Es sind keine Graswurzelbewegungen, sondern sie sind von „oben“ inszeniert. Ein Pendant ist die Tea-Party-Bewegung in den USA, die von den Koch-Milliardären gesponsert wird. Ein wirklich inhaltlicher Prozess ist bei all diesen Bewegungen nicht beabsichtigt, zumal sie allesamt keinen Beitrag zur Überwindung der Krise des egalitären Projekts leisten. Vielmehr feiern ihre AnhängerInnen, um im Duktus von Crouch zu sprechen, die „Ablehnung des big governments“ und „die nichtpolitischen Tugenden der Zivilgesellschaft“. Die Analogie mit David Camerons neoliberalen Entwurf der „Big Society“, der helfen sollte, die Lücken des zum Rückzug gedrängten Wohlfahrtsstaates zu schließen, drängt sich hier geradezu auf. Es ist überflüssig zu erwähnen, dass auch Macron die Axt an den öffentlichen Sektor legen will.

„Vitalität dieser Art zeugt von einer starken liberalen Gesellschaft – doch dies ist nicht dasselbe wie eine starke Demokratie.“

Colin Crouch

Ferner eignet sich eine Bewegung wie En Marche – ganz ähnlich wie im Übrigen Syriza – kaum für stabiles und fokussiertes Regieren. Keine feste Basis, kaum erfahrenes und qualifiziertes Spitzenpersonal, eine Regierung, die zur Hälfte aus „zivilgesellschaftlichen“ VertreterInnen bestehen soll, hohe Spenden, zudem der wirtschaftsnahe Background von Macron selbst – all das schreit nach einem Einfallstor für Lobbyisten, für eine weiter voranschreitende Vermengung von politischer und wirtschaftlicher Sphäre oder mehr noch, einer Wirtschaftsregierung. Gesetze, die den Namen von Konzernbossen wie Peter Hartz tragen, lassen grüßen.

Einen untrüglichen Vorgeschmack darauf geben wie immer die Börsen. Schon der Erfolg Macrons im ersten Wahlgang ließ die US-Aktien „auf der Macron-Welle“ schwimmen, wie es das „Handelsblatt“ formulierte. Die Wall Street mag traditionell KandidatInnen, von denen man eine kapitalfreundliche Politik erwarten kann. Selbst wenn Macron sein Wahlprogramm noch nicht offengelegt hätte, könnte man so eine Ahnung davon bekommen, was er unter „Reformen“ versteht.

Tektonische Plattenverschiebungen

Doch die Sache um Macron hat noch eine weitere Dimension. Sie ist Teil einer größeren tektonischen Plattenverschiebung, die ebenso wenig eine Stärkung der Demokratie bedeutet. Wie Will Denayer schreibt, bevorzugt die französische Elite eine Koalition zwischen den „modernen Linken“ und den „progressiven Rechten“, um die Pattsituation der fünften Republik zu brechen. Damit sind die „reformistischen“ Kräfte um die Sozialisten sowie die Konservativen um den hardcoreneoliberalen François Fillon gemeint, die sich nun um En Marche versammeln.

Die politischen Profile der verschiedenen europäischen Parteien verblässen schon länger. Macron spricht ja nicht von ungefähr davon, dass sich seine Bewegung keiner der beiden Kategorien zuordnen ließe – „nicht rechts, nicht links“, ein bisschen Mitterand hier und ein wenig d’Estaing dort, kurz: „Pragmatismus“.

Was Macron als „Pragmatismus“ umschreibt, ist in Wahrheit aber das immer klarere Konturen annehmende Spiegelbild einer Neuausrichtung und Umwandlung der westlichen Politik. Hier eint sich nicht nur ein Lager, das eigentlich längst schon zusammengehört. Nun scheint auch die alte Konfliktlinie zwischen links und rechts zu verschwinden. Möglicherweise wird sie durch eine neue ersetzt, die an dunklere Zeiten des Manchester-Kapitalismus erinnert – die vordemokratische Trennung von Volk und Eliten.

„Die alten Links-rechts-Debatten haben ihre Nützlichkeit überlebt, und die Primärwahlen haben gezeigt, dass Debatten über Säkularismus oder Einwanderung sowie Globalisierung oder generalisierte Deregulierung eine fundamentale und transversale Kluft darstellen, die nicht mehr zwischen links und rechts liegt, sondern zwischen Patrioten und Globalisten.“

Marine le Pen

In diesem sozioökonomischen Kulturkampf ist nicht allein Macron der Kandidat der Sieger. Durch die Neuausrichtung finden sich weite Teile der heute postmodernen Linken, die einst für die Verlierer der Gesellschaft einstanden, zumindest ideologisch auf der Seite der globalistischen Gewinner wieder – und merken es nicht einmal. Ein Triumph des liberalen Establishments, das



Macron leitete als Wirtschaftsminister von François Hollande den neoliberalen Kurs ein. Er will den Arbeitsmarkt deregulieren und 120.000 Stellen im öffentlichen Dienst streichen.

es – erfolgreich transportiert über die veröffentlichte Meinung – geschafft hat, durch eine schärfere Munitionierung in den Debatten Begriffe und deren Bedeutung manipulativ zu verschieben.

So kann man sich durchaus fragen, ob Le Pen, die die französische Wirtschaft vor globalen Verwerfungen schützen, die sozialen Regulierungen des Arbeitsmarktes erhalten und wieder mehr staatliche Initiative will, allein deswegen als „rechtsextrem“ gelten kann? Während Macron, der den Arbeitsmarkt deregulieren, die Wirtschaft dem globalen Wettbewerb noch mehr öffnen sowie 120.000 Stellen im öffentlichen Dienst streichen will, mit dem bis zur Unkenntlichkeit verkümmerten Label „Sozialdemokrat“ oder zumindest „sozialliberal“ versehen wird.

Mit etwas Gespür und politischer Antizipation lässt sich erahnen, dass der diskursiv-strategische Schritt, eine ohnehin schon immer mit Argwohn betrachtete korporatistische und keynesianische Wirtschaftspolitik mit Verweis auf Le Pen und Hitler mit Faschismus gleichzusetzen, nicht mehr weit ist.

Der Aufstieg von Macron und die grundlegende Veränderung der politischen Koordinaten nicht nur in Frankreich sind das Sinnbild einer endgültigen Aufkündigung des sozialen Kompromisses der Nachkriegszeit und eines „Substanzverlustes der Demokratie“ (Crouch). Der Klassenkampf

scheint auf die Bühne des Westens zurückzukehren. Das auf den ersten Blick Paradoxe dabei: Es ist der Front National, der jetzt auf der Seite der Prekarisierten und Globalisierungsverlierer zu stehen scheint.

Der Ökonom Nikolaus Kowall geht – nicht ohne gleichzeitig vor einer nationalistischen Instrumentalisierung zu warnen – noch weiter: „Der europäische Rechtspopulismus ist die einzige potente politische Kraft, die verlaublich, dass die Globalisierung kein fremdbestimmtes Schicksal ist. Folgerichtig fordert er, dass die Politik das Primat über die Wirtschaft wiedererlangen soll.“

Doch warum auch sollten sich Globalisierungsgewinner an die gestaltende Kraft nationaler Demokratien gebunden fühlen? Hier löst sich die obige Paradoxie dann doch schnell wieder auf.

Sebastian Müller studierte Geschichte, Politikwissenschaft und Germanistik in Darmstadt. Als Autor befasst er sich insbesondere mit den Wechselwirkungen von Ökonomie und Gesellschaft sowie Wirtschaftsgeschichte. Seit 2016 ist er Redakteur für das wirtschaftspolitische Online-Magazin „Makroskop“, für das dieser Beitrag erschien. Nachdruck mit freundlicher Genehmigung des Autors. Im Oktober ist sein Buch „Der Anbruch des Neoliberalismus“ im Promedia Verlag erschienen.

SACHAROW-PREIS

Ich wollte flüchten oder sterben

Lamiya Aji Bashar, Angehörige der irakischen Jesiden, wurde 2014 vom IS verschleppt und versklavt. Eineinhalb Jahre später konnte sie sich durch Flucht befreien. Ein Gespräch über das Leben danach mit der Sacharow-Preisträgerin.

INTERVIEW: EVA MARIA BACHINGER

Sie sind nun in Wien, reisen bald nach Paris. Sie werden durch die EU-Staaten herumgereicht. Wie erleben Sie die Begegnungen mit so vielen Menschen, mit Journalisten und Politikern?

Ich rede viel, aber leider gibt es bis jetzt keine konkreten Taten. Es passiert nichts. Ich bin nur ein jesidisches Mädchen, das ein Jahr und acht Monate in Gefangenschaft war. Es geht mir nicht um mich, ich möchte auf das Schicksal der Frauen und Mädchen aufmerksam machen, die vom IS wie Tiere behandelt werden. Es gibt Sklavenmärkte, da kann man Frauen kaufen und verkaufen. Manchmal werden Frauen bis zu dreimal am Tag verkauft. Ihr Preis: eine Schachtel Zigaretten. Mehrmals werden Frauen vergewaltigt, Mütter, Mädchen. So etwas darf nicht mehr passieren.

Wie geht es Ihnen, wenn Sie immer wieder davon erzählen müssen?

Es ist nicht einfach, meine Geschichte zu erzählen, aber weil ich ein großes Ziel habe, geht es. Ich fühle mich nun kräftiger als nach der Flucht. Die Welt muss einfach wissen, was den Frauen passiert. Ich höre immer wieder die Schreie der Frauen und Kinder, und das ist meine große Motivation weiterzumachen. Ich kann in deren Namen sprechen, die Stimme für die Stimmlosen sein. Alles was mir passiert ist, kann ich nicht vergessen. Die Vergewaltigungen, die Ermordungen, ich kann noch immer die Schreie hören. Es waren Mädchen, mit denen ich im Dorf aufgewachsen bin. Ich denke an die Frauen, die mit mir geflüchtet sind und auf eine Landmine gestiegen sind. Ich denke an alle. Unser Fluchtversuch war

sehr gefährlich, wir haben es mehrmals versucht, ich habe nie gewusst, ob ich überlebe oder nicht. Aber ich war sicher, dass ich so nicht mehr leben kann. Ich wollte flüchten oder sterben.

Wie geht es Ihrer Familie? Wo ist sie jetzt?

Meine Eltern, meine zwei Brüder und meine Schwester sowie ihre vier Kinder sind in der Gewalt des IS. Ich weiß nicht, wie es ihnen geht, ob sie überhaupt noch leben. Von meiner Schwester habe ich zuletzt vor drei Monaten gehört. Ihr Peiniger hat 35.000 Dollar von uns verlangt, um sie freizulassen. Als wir versucht haben, das Geld aus unterschiedlichen Quellen aufzubringen, hat er gemeint, dass er nur die Frau verkauf-

„Manchmal werden Frauen bis zu dreimal am Tag verkauft.

Ihr Preis: Eine Schachtel Zigaretten.“

fe, für jedes Kind kommen jeweils 10.000 Dollar dazu. Dieser Deal ist dann nichts geworden. Zwei Schwestern und ein Bruder, der auch 19 Monate in Gefangenschaft war, sind durch ein Sonderkontingent von Baden-Württemberg nun bei mir.

Sie leben an einem geheimen Ort in Deutschland. Wie leben Sie mit der Angst?

Die Ängste sind da, aufgrund meiner Erlebnisse. Ich hätte mir nie vorstellen können, dass mir passieren könnte, was mir passiert ist. In Deutschland fühle ich mich nun aber wohl. Wir leben in Europa, Europa bedeutet ein Leben in Sicherheit und Frieden.

Sie und Nadia Murad haben den Sacharow-Preis der EU-Kommission bekommen. Was bedeutet Ihnen dieser Preis?

Der Preis war sehr wichtig für uns, eine große Unterstützung, um mit unserer Arbeit weiterzumachen. Er hat mir viel Kraft gegeben, und er hat uns viele Türen geöffnet. Ich kann meine Geschichte und das Leiden der Jesiden verstärkt in die Öffentlichkeit bringen, und wir bekommen mehr Aufmerksamkeit dafür.

Haben die vergewaltigten Frauen eine Chance auf ein normales Leben in der jesidischen Gesellschaft? Wie kann die Zukunft für sie aussehen?

Ich hoffe, dass alle Frauen befreit werden. Irgendwann werden sie auch in der Lage sein, so wie ich offen darüber zu sprechen. Diese Frauen benötigen dringend medizinische und psychologische Betreuung, Rehabilitation und Therapien. Sie müssen vor allem in Sicherheit gebracht werden. Jene, die zwar befreit wurden, aber in Flüchtlingscamps leben, sind in einer sehr schwierigen Situation. Es ist grundsätzlich eine große Herausforderung für die jesidische Gemeinschaft. Jede Familie hat Betroffene, jeder kennt Betroffene. Die religiöse Führung akzeptiert die Frauen zwar, auf familiärer Ebene ist das unterschiedlich. Die Jesiden haben 73 Genozide überlebt und wir werden auch den 74. überleben.

Welche Verantwortung könnten die EU und Österreich für die jesidische Minderheit übernehmen?

Seit zweieinhalb Jahren schaut die Internationale Gemeinschaft zu, man tut aber



Lamiya Aji Bashar erhielt gemeinsam mit Nadia Murad den Sacharow-Preis der EU-Kommission. „Der Preis war sehr wichtig für uns, eine große Unterstützung, um mit unserer Arbeit weiterzumachen.“

nichts für die gefangenen Kinder und Frauen. Wir haben immer noch jesidische Gebiete, die nicht befreit sind. Viele Opfer wurden in Massengräbern verscharrt und bisher nicht exhumiert. Auf EU-Ebene kann ein Beitrag geleistet werden, indem eine internationale Schutzzone für die Minderheiten im Irak verwirklicht wird, damit die Menschen in Frieden leben können. Unser Land soll befreit werden, denn ohne eine Schutzzone ist es uns nicht möglich, zurückzukehren. Die Menschen sollen nicht wieder Opfer von Massentötungen und Massenvergewaltigungen werden, nur weil sie als Ungläubige angesehen werden. Man muss die Peiniger und Täter vor den Internationalen Strafgerichtshof bringen, damit es Gerechtigkeit geben kann. Wir wären gern bereit, unsere Zeugenschaft abzulegen. Wenn der Täter nicht akzeptiert, dass er Fehler begangen hat, und uns nicht so ak-

„Die Resettlement-Programme sollten in der Europäischen Union stärker vorangetrieben werden.“

zeptiert, wie wir sind, dann wird es aber keine Versöhnung geben.

Zudem muss die Ideologie des IS bekämpft werden, sonst besteht diese Gefahr weiterhin, und zwar für die ganze Welt. Auch die Resettlement-Programme sollten stärker vorangetrieben werden. Es könnten in vielen EU-Staaten mehr betroffene Frauen aufgenommen werden. Mir ist aber auch wichtig, dass Familien vereint werden, dass auch Männer aufgenommen werden.

Mit welchen Politikern haben Sie in Österreich konkret gesprochen?

Ich bin zum zweiten Mal hier. Ein großes Anliegen wäre mir ein bestimmtes Kon-

ZUR PERSON

Lamiya Aji Bashar, 1998 bei Sindschar im Irak geboren, gehört der Minderheit der Jesiden an. Sie wurde im August 2014 vom IS verschleppt und als Sex-Sklavin gefangen gehalten. Im April 2016 gelang ihr mit zwei anderen Frauen die Flucht. Eine von ihnen stieg auf eine Landmine, wodurch Bashar fast ihr Augenlicht verlor und Verbrennungen erlitt, die anderen Frauen kamen ums Leben. Die 19-Jährige beweist Tapferkeit und berichtet öffentlich von ihren traumatischen Erfahrungen. Für ihr Engagement wurde sie gemeinsam mit Nadia Murad am 13. Dezember 2016 mit dem Europäischen Menschenrechtspreis, dem Sacharow-Preis, ausgezeichnet.

tingent für betroffene Frauen, so wie es in Deutschland Baden-Württemberg gemacht hat. Da wurden rund 1.000 Frauen aufgenommen. In Österreich hatten wir Kontakt mit Rudi Anschöber sowie Josef Pühringer. Wir haben in dieser Angelegenheit auch den Bundeskanzler getroffen, und wir hatten Kontakt mit Staatssekretärin Muna Duzdar. Aber leider gibt es keine konkreten Antworten. Es wird nur jeden Tag geredet. Währenddessen befinden sich immer noch 3.400 Jesidinnen in den Händen des IS.

Wie sieht nun Ihre persönliche Zukunft aus?

Ich war in letzter Zeit mit der Behandlung meiner Augen beschäftigt, sie ist nun abgeschlossen. Meine Gesichtshaut wird mittels Laser behandelt, das wird noch etwa ein Jahr dauern. Ich bin viel unterwegs für das Anliegen von mir und Nadia Murad. Ich habe auch einen Deutschkurs begonnen. Ansonsten kann ich mich nicht mit meiner Zukunft beschäftigen, weil ein Teil meiner Familie noch in Gefangenschaft ist. Vor diesen schrecklichen Ereignissen war aber mein Wunsch, Lehrerin zu werden.

Eva Maria Bachinger, geboren 1973, arbeitet nach Auslandsaufenthalten in Israel und Italien in Wien als Journalistin und Autorin. Buchveröffentlichungen u. a.: „Die Integrationslüge“ (2012), „Wert und Würde – ein Zwischenruf“ (2016), jeweils gemeinsam mit Martin Schenk.

10.000 CHANCEN

Egal ob jemand aus Syrien oder Meidling kommt

Bernhard Ehrlich kleckert nicht. Der selbsternannte Jobvermittler hat angekündigt, 10.000 Jobs für geflüchtete Menschen und ÖsterreicherInnen zu schaffen. Ein Gespräch über „hundertprozentigen Arbeitswillen“, das AMS und „Ein-Euro-Jobs“.

TEXT: KATHRIN WIMMER
FOTOS: KARIN WASNER

Worum geht es bei Ihrer Initiative 10.000 Chancen?

Als vor eineinhalb Jahren viele Menschen nach Österreich kamen, war ich begeistert, dass sich so viele private Leute und Firmen engagierten. Ich wollte auch einen Beitrag leisten. Damals war ich noch Geschäftsführer im „Medianet-Verlag“ (ein Fachverlag) und habe bemerkt, dass wir zwei Phänomene in diesem Land haben. Zum einen hatten wir damals eine ansteigende Arbeitslosigkeit, und zum anderen jammerten viele Branchen, dass sie keine Leute bekommen. Explizit waren das damals die Hotellerie, Gastronomie und der Handel. Meine Idee war, Menschen mit Asylstatus in einen Startjob zu bringen. Das bedeutet, auch wenn jemand überqualifiziert ist, beginnt er z. B. als Hilfsarbeiter und hat dafür eine Anstellung. Die Leute sollen schnell zu arbeiten beginnen, damit hier nicht viel Differenz entsteht. Dass man nicht zwei oder drei Jahre arbeitslos ist, sondern sofort anfängt, Deutsch lernt und dann vielleicht seine Familie nachholen kann. Das war der Urgedanke.

Wieso machen Sie den Job des Arbeitsmarktservice?

Ich habe gedacht, ich arbeite in meinem Bereich weiter und gehe zur Regelstruktur, sprich zum AMS, stelle meine Idee vor und sage: „Ich nenne euch die Firmen, die Leu-

te suchen, ihr vermittelt und macht ein Schnittstellenmanagement!“ Ich habe mehrere Monate verhandelt, aber obwohl ich aus einem Verlagshaus kam und gute Kontakte hatte, ist mir keine Kooperation gelungen. Vielleicht war ein Grund schlicht Konkurrenzdenken. Noch dazu habe ich angesagt, 10.000 Arbeitsplätze zu machen. Das heißt, 10.000 Chancen stehen für 10.000 Arbeitsplätze und das ist nicht so gut angekommen.

Aber warum? Darüber müsste man sich doch eigentlich freuen?

Davon bin ich ausgegangen. Die Wirtschaft hat das als extrem gut empfunden und mich unterstützt. Auch viele Medien haben be-

**„Arbeit zu haben,
verändert auch etwas
im Kopf.“
Bernhard Ehrlich**

richtet, und ich musste mich entscheiden, ob ich es bleiben lasse oder versuche, das zu verwirklichen. Eine der schwierigsten Entscheidungen meines Lebens. Aber ich habe es riskiert. Ich habe bei Firmen angerufen und gefragt, ob sie freie Stellen vergeben. Anfangs waren das hauptsächlich Hilfsarbeiterjobs in der Reinigung, im Hotel- und Gastronomiebereich. Das war der einfachste Beruf, weil die Leute nicht qualifiziert wer-



den mussten. Das Sprachniveau muss nicht hoch sein. Wichtig ist ein hundertprozentiger Arbeitswille.

Was verstehen Sie darunter?

Hundert Prozent heißt: Du willst arbeiten! Du suchst dir die Arbeit nicht aus, sondern fängst einfach an. Die Dringlichkeit ist gegeben. Nach diesem Kriterium habe ich Leute gesucht und im Vorjahr 251 Jobs gemacht, hauptsächlich Vollzeitstellen. Teilzeitbeschäftigungen habe ich wieder sein lassen, weil ich es nicht verantworten kann, dass wir Flüchtlinge aus der Mindestsicherung herausholen und sie dann existenzgefährdet sind. Mein großes Ziel war, dass sie sich eine Wohnung nehmen und ihre Familie nachholen können. Ich vermittele mittlerweile auch Österreicher. Für mich ist wichtig, dass sie eine Eintrittskarte in den Arbeitsmarkt haben, egal ob wer aus Syrien oder Meidling kommt. Es zeigt sich halt, dass Österreicher eher selten kommen. Man darf nicht verges-



„Das Sprachniveau muss nicht hoch sein. Wichtig ist ein hundertprozentiger Arbeitswille.“
Bernhard Ehrlich.

sen, dass die Leute wegen 200 oder 300 Euro Differenz nicht arbeiten gehen wollen. Ich erlebe das oft in Diskussionen. Flüchtlinge fragen „Worum geht es bei dieser Initiative?“ Österreicher fragen „Was verdiene ich?“ Da merkt man schon einen Unterschied.

Welche Voraussetzungen müssen BewerberInnen haben, um von Ihnen vermittelt zu werden?

Voraussetzung ist natürlich die Sprache. Da mache ich auch keinen Kompromiss. Ich tue niemandem was Gutes, wenn jemand A1-Sprachniveau hat und der Arbeitgeber verlangt B1. Wer beispielsweise in die Lehre geht und eine Berufsschule macht, der muss gewisse Kulturtechniken beherrschen. Ohne Lesen, Schreiben und Rechnen geht es dort nicht. Das zweite Kriterium ist der Abschluss der 9. Schulstufe, und das dritte, für mich Allerwichtigste, ist eben der hundertprozentige Arbeitswille. Eine Arbeit zu haben, verändert auch etwas im Kopf. Vie-

le Flüchtlinge sagen, es geht ihnen um ihre Würde. Sie haben ihre Familie zurückgelassen und wollen einfach Sicherheit. Deshalb sollten sie schnell am Arbeitsmarkt untergebracht und nicht in irgendwelche Kurse gesteckt werden. Umgekehrt formuliert: Wenn ich keine Perspektive habe, warum soll ich dann Deutsch lernen?

Wie ist das Bewerbungsverhältnis von Frauen und Männern?

Das wird gerade besser. Am Anfang hatte ich fast 97 Prozent Männer. Jetzt ist es gelungen, dass wir immer mehr Mädchen bekommen. Mit den Jüngeren habe ich das Gefühl, dass sich etwas verändert, außer vielleicht bei extrem Orthodoxen. Dort ist es einfach schwierig, wenn der Vater sehr patriarchalisch ist, dann dürfen die Töchter meist nur sehr eingeschränkt Deutsch lernen. Trotzdem vermittele ich viele Mädchen mit Kopftuch. Im Handel zum Beispiel ist das überhaupt kein Thema. Die setzen sie

vielleicht nicht in der Wurstabteilung ein, wo sie eine Haube aufsetzen müssen, aber in den restlichen Bereichen ist das überhaupt kein Problem. Im Schnitt haben wir jetzt ungefähr 35 Prozent Mädchen. Darauf bin ich sehr stolz.

Ist es wirklich so einfach, arbeitssuchende Flüchtlinge unterzubringen?

In den Bereichen Handel, Hotellerie und Gastronomie funktioniert es sehr gut. Im Handel gelingt es deshalb besser, weil sie dringend Leute suchen! Ich kann damit leben, wenn ich dafür Leute unterbringe, allerdings immer zu fairen Bedingungen. Für mich ist wichtig, dass hier keine Unterschiede zwischen den Menschen gemacht werden. Ich gehe immer zum Vorstand und checke das Unternehmen. Wenn ich das Gefühl habe, das passt nicht, dann mache ich es auch nicht. Ich versuche auch immer eine Sonderkondition herauszuschlagen, etwa die Finanzierung von Deutschkursen oder bessere Bezahlung. Die Leute müssen sich schließlich auch eine Existenz aufbauen. Es gibt viele Jugendliche, die schon Mindestsicherung bekommen, und wenn die jetzt in die Lehre gehen, verdienen sie viel weniger. Ich weise sie auf die Perspektive hin. Und ich habe auch nicht vor, Jobs zu machen, die mir dann wieder rausfallen, sondern ich möchte, dass der Job auch hält.

In welchen Branchen funktioniert das Jobvermitteln nicht so gut?

In technischen Betrieben. Das hängt ein bisschen mit der Qualifikation zusammen. Wir haben unterschiedliche Ausbildungsstände in den Herkunftsländern und in Österreich. Deshalb habe ich diesem Bereich ein bisschen zurückgeschraubt – anfangs wollte ich mehr Mechatronik. Ansonsten ist es immer Glückssache, welchen Personalchef sie haben. Meistens sind Frauen offener, und mein Glück ist, dass viele Migrationshintergrund haben, und deshalb sind sie meist aufgeschlossener gegenüber Flüchtlingen. Wenn ich jemanden vermittele und es funktioniert nicht, dann kann es zum Beispiel sein, dass die Arbeit doch nicht so war, wie man sich das vorgestellt hat. Vielleicht passt die Kommunikation nicht, und er hat eventuell niemanden, mit dem er reden kann oder arbeiten will. Das klingt komisch, aber zum Großteil klappt es. Ein Kochlehrling ist mir mal im Austria Trend Hotel abgesprungen. Ich habe erfahren, dass

IMPRESSUM

MO REDAKTION:

c/o SOS Mitmensch, Zollergasse 15/2,
1070 Wien, T +43 1 524 99 00,
F +43 1 524 99 00-9,
redaktion@momagazin.at,
www.momagazin.at

REDAKTION:

Gunnar Landsgesell (Chefredakteur; gun),
Petja Dimitrova (Porträt-Illus), Alexander
Pollak (apo), Karin Wasner (Bilder), Eva Vasari
(Illustrationen), Clara Akinyosoye, Eva Bachinger,
Philipp Sonderegger, Baruch Wolski

AUTORINNEN DIESER AUSGABE:

Clara Akinyosoye, Eva Bachinger (eba), Peter Filz-
maier, Marlene Groihofer, Raphaela Hartl, Sebas-
tian Müller, Milena Österreicher, Bianca Said, Mar-
tin Schenk, Philipp Sonderegger, Ibrahim Yavuz

BUSINESS DEVELOPMENT: Magdalena Summereder

COVERBILD: Milena Österreicher

LEKTORAT: Susanne Drexler

ARTDIREKTION: Mitko Javritchev

LAYOUT-KONZEPT: Theo Kammerhofer

DRUCK: Ferdinand Berger & Söhne GmbH,

Wiener Straße 80, 3580 Horn

ANZEIGEN: Katharina Hofmann-Sewera
office@sosmitmensch.at, T +43 1 524 99 00-16ABOS: Bernhard Spindler, abo@momagazin.at
T +43 1 524 99 00-18

VERTRIEB:

Beilage „Der Standard“; Straßenkolportage

AUFLAGE: 40.000

HERAUSGEBERIN:

SOS Mitmensch, Zollergasse 15/2, 1070 Wien,
T +43 1 524 99 00, F +43 1 524 99 00-9,

Mail: office@sosmitmensch.at

Web: www.sosmitmensch.at

ZVR: 22747570

OFFENLEGUNG gem. § 25 MedienG:

Medieninhaber (Verleger) und
Herausgeberin: SOS Mitmensch

Sitz: Wien

Geschäftsführung: Alexander Pollak,

Gerlinde Affenzeller;

Obmann: Max Koch

Grundlegende Richtung: gegen Diskriminierung,
für Menschenrechte, Demokratie
und Migration

ZVR: 22747570

SPENDEN:

IBAN: AT87 6000 0000 9100 0590

BIC: BAWAATWW

MO ist das Medium von SOS Mitmensch
gegen Rassismus und Diskriminierung,
für Menschenrechte, Demokratie und
Migration.

Der Nachdruck der Beiträge ist bei Nennung
der Quelle und Übersendung von Belegexemplaren
ausdrücklich erwünscht, wenn das Copyright nicht
ausgewiesen ist. Die Rechte der Fotografien liegen
bei den UrheberInnen.

Falls kein/e Urheber/in ausgewiesen ist:
SOS Mitmensch.



„Salzburg, Tirol und Vorarlberg, das sind die Märkte, die auch offen für Flüchtlinge sind.“

er mit dem Dienstbeginn um sieben Uhr in der Früh ein Problem hatte. Aber als Koch geht das halt nicht anders. Immerhin hat er es sieben Monate geschafft. So etwas erlebe ich auch mit Österreichern.

Wie stehen Sie zu den vielzitierten „Ein-Euro-Jobs“?

Das ist Schwachsinn. Wir haben noch immer sehr viele Ein-Euro-Jobs über das AMS. Es bringt dem Staat null. Das ist nichts anderes als eine Beschäftigungstherapie. Sie müssen sich vorstellen: Wie geht es dem Ali, wenn er

„Wenn Sie mit Unternehmen sprechen, werden die bestätigen, dass Ein-Euro-Jobs Schwachsinn sind.“

neben dem Peter steht, und der kriegt 1.300 Euro, und Ali ist genau einen Euro wert? Wenn Sie mit Unternehmen sprechen, werden die bestätigen, dass das Schwachsinn ist. Das brauchen wir nicht, weil wenn Ali „anzahl“, bekommt er auch 1.300 Euro. Die Unternehmen wollen keinen Unterschied machen, also: machen wir ihn auch nicht. Mein Vorschlag statt dieser Ein-Euro-Jobs: Wer einen positiven Asylstatus bekommt, kriegt sofort eine gesicherte Unterkunft. Das muss keine eigene Wohnung sein, aber z. B. eine Unterkunft in einer WG. Im Gegenzug wird niemals Mindestsicherung ausbezahlt, sondern man geht gleich arbeiten. Das heißt, ich gewöhne die Leute nicht daran, etwas zu be-

kommen. Wir haben in Österreich noch immer eine Binnenflucht, auch wenn sie geringer geworden ist. Sehr viele Leute kommen einfach nach Wien. Es ist ihre große Hoffnung, in der Stadt was zu finden. Das Erste, wonach sie fragen, wenn sie zu 10.000 Chancen kommen: „Hast du eine Wohnung oder irgendwas für uns?“

Welche Möglichkeiten gibt es im restlichen Österreich?

Wir haben im Westen mehr Jobs als im Osten. In Linz haben wir zum Beispiel einen boomenden Arbeitsmarkt. Da kriege ich viele rein. Salzburg, Tirol und Vorarlberg, das sind die Märkte, die auch offen für Flüchtlinge sind. Aber man muss die Menschen halt bewegen und mobil machen können. Das ist das Schwierigste. Viele vergessen, dass es nicht nur um die Arbeit geht, sondern auch um die Unterkunft. Und es geht um die Community. Das sind die drei großen Bereiche, die du managen musst, und wenn einer hinkt, funktioniert das Ganze nicht.

Wie finanzieren Sie Ihren gemeinnützigen Verein?

Bis jetzt zahle ich alles mit meinem privaten Geld. Vom Staat kriegen wir nichts. Wir kassieren auch nichts, sonst würde unsere Vereinsgrundlage wegfallen. Ich bin aus dem Medienbereich rausgegangen und arbeite pro bono, das wird aber nicht mehr lange gehen. Gerade jetzt wo wir unsere „Lehrlingsoffensive“ starten und heuer doppelt so viele Jobs schaffen wollen wie vergangenes Jahr. Ich habe gesagt, ich möchte dem Staat 100 Millionen Mindestsicherung pro Jahr sparen. Das sind 10.000 Arbeitsplätze, die ich machen möchte. Unterstützt mich mit ein paar hunderttausend Euro, damit ich eine Struktur aufbauen kann und wir schnell viele Arbeitsplätze machen können.

Bernhard Ehrlich ist Initiator des gemeinnützigen Vereins „10.000 Chancen“. Der frühere Geschäftsführer des Medianet Verlags vermittelt Jobs an anerkannte Flüchtlinge. Im vergangenen Jahr hat er 251 Stellen besetzt. Sein Angebot gilt für ÖsterreicherInnen und Flüchtlinge. Mittlerweile organisiert er „Speed Datings“, um junge BewerberInnen mit Firmen zusammenzubringen.

Kathrin Wimmer, Jahrgang '85, ursprünglich aus Oberösterreich, studierte Publizistik- und Kommunikationswissenschaft. Sie arbeitet seit 2010 als freie Journalistin, hauptsächlich für Radio Österreich 1 und gelegentlich für diverse Printmedien.

Fotos: Karin Wasner



Vermittelt durch Bernhard Ehrlich: Suliman, 22 Jahre alt, kommt aus Syrien und ist Kurde. Seit 2012 ist er in Österreich und war, als er seine Heimat verlassen musste, auf dem Gymnasium. Jetzt ist Suliman Lehrling in der Hilton Hotelgruppe.



Ashraf ist 27 Jahre alt und kam vor zweieinhalb Jahren aus Syrien nach Österreich. Er hat Informationstechnologie studiert und ist jetzt Küchenhilfe im Hotel Hilton am Stadtpark.



Mahmoud ist 24 Jahre alt und aus dem Irak geflüchtet. Er hat in seiner Heimat Rechtswissenschaften studiert und neben dem Studium gekellnert. Jetzt arbeitet er wieder als Kellner im Hilton Hotel.



Lamin, 25, kommt aus Gambia und ist seit acht Jahren in Österreich. Auch in Gambia hat er in einem Hotel gearbeitet.



Sajdewa, 33, floh im Juni 2014 aus Afghanistan nach Österreich. Dort hat er als Verkäufer gearbeitet, hier macht er die Zimmer im ältesten Hotel Wiens, dem Schick Hotel Stefanie.

POPULÄR GESEHEN

Mords Gaudi

Über die drei Gesichter des Witzes.

EINE KOLUMNE VON MARTIN SCHENK
Illustration: Petja Dimitrova

Lachen ist gesund – aber nicht für jeden. Und nicht unter allen Umständen. Der Witz hat mehrere Gesichter. Eines davon ist aggressiv-abwertend gegenüber Minderheiten und Leuten ohne Macht, bevorzugt eingesetzt in den letzten Jahrzehnten gegen Juden, Schwarze, Flüchtlinge, Armutsbetroffene, Roma oder wer halt gerade auf der Sündenbockliste steht. Witze, die auf Erniedrigung und Entmenschlichung abzielen, sind nicht harmlos. Sigmund Freud nennt sie die „tendenziösen, entblößenden, aggressiven Witze“. Dieser Witz braucht immer drei Personen: den Erzähler, die Zielscheibe und ein Publikum. Seine Wirkung entfaltet er dadurch, dass er den Erzähler mit dem Publikum zusammenschweißt – auf Kosten der Zielscheibe, die außen vor bleibt. Es geht darum, die Lacher auf seine Seite zu ziehen. Der tendenziöse Witz verwandelt die auch anfänglich indifferenten Zuhörenden „in einen Mithasser oder Mitverächter und schafft dem Feind ein Heer von Gegnern, wo erst nur ein einziger war“ (Freud). Durch den Überraschungseffekt des Witzes wird die Wächterfunktion des Über-Ichs überlistet, und das Ich erspart sich seinen „Hemmungsaufwand“ gegenüber asozialen und bösen Impulsen, die schon auf der Lauer liegen. Es entsteht eine kleine Euphorie, die ethische Orientierungen außer Kraft setzt. Eine Mords Gaudi. Das ist die Funktionsweise des Witzes als soziale Waffe gegenüber



Martin Schenk ist Sozialexperte der Diakonie Österreich.

Minderheiten oder Statusniedrigeren. Es gibt auch das andere Gesicht des Witzes. Wir lachen über uns selbst. Freud kommt auf den jüdischen Witz zu sprechen, der sich dadurch auszeichnet, sich selbst zur „Zielscheibe“ zu machen. Dieser selbstreflexive Witz funktioniert zu zweit – anders als beim entblößend-aggressiven Witz. Erzähler und Zielscheibe sind dieselben. Der Zuhörer kann von außen sein oder auch mit zur Gruppe gehören. „Meine Form des Kabarets habe ich aus der Abneigung heraus entwickelt, dass im Kabarett immer über andere gelacht wird, die nicht anwesend sind. Das ist ein sehr preiswertes Lachen“, sagt der Kabarettist Josef Hader dazu. „Daher war es mir immer ein Anliegen, die Kritik in den Raum zu holen und an denen auszuüben, die da sind: am Kabarettisten und am Zuschauer. Damit erzielt man eine Unmittelbarkeit: Es wird das Hier und Jetzt verhandelt.“ Das dritte Gesicht des Witzes offenbart seine befreiende Kraft. „Der Humor ist nicht resigniert, er ist trotzig, er bedeutet nicht nur den Triumph des Ichs, sondern auch den des Lustprinzips, das sich hier gegen die Ungunst der realen Verhältnisse zu behaupten mag“ (Freud). Hier wird ein Über-Ich überlistet, das uns erniedrigt, das uns Entwicklung nimmt. Hier werden Herrschaftsverhältnisse infrage gestellt. Da entfaltet der Witz eine Kraft, die wir wie die Luft zum Atmen brauchen.

SONDERECHE

Utopischer Realismus

Wer das Leben von Frauen verbessern will, sollte das geplante Frauenvolksbegehren 2.0 unterstützen.

UM DIE ECKE GEDACHT MIT
PHILIPP SONDEREGGER
Illustration: Petja Dimitrova

19⁹⁷ gab es ein erfolgreiches Frauenvolksbegehren. Es wurde von 644.665 Menschen unterzeichnet. In den parlamentarischen Verhandlungen hieß es dann: „zu realitätsfern, nicht finanzierbar, realpolitisch unmöglich“. Nun hat eine Plattform aus mehreren feministischen Initiativen ein zweites Frauenvolksbegehren angekündigt. Wie realistisch sind ihre Forderungen?

Beim Vergleich der Forderungen von damals und heute fällt auf, dass ein Teil des Katalogs schlicht übernommen wurde. Schon damals wurden ein Mindesteinkommen oder die Anerkennung sozialer Bedürftigkeit ohne Einbeziehung des Partnereinkommens verlangt. Während das Haushaltseinkommen bei der Bemessung der Grundsicherung heute weiterhin eine Rolle spielt, kann man die Forderung nach einem Mindestlohn von 15.000 Schilling als weitgehend erfüllt betrachten. In fast allen Branchen liegt der Mindestlohn höher als die inflationsangepassten 1.300 Euro. Mehr noch: Bis Juni wollen die Sozialpartner im Auftrag der Bundesregierung eine flächendeckende Untergrenze von 1.500 Euro vereinbaren. Nun haben sich die 2.0-Initiatorinnen nicht mit Kompromissformeln begnügt und den Preis noch einmal kräftig erhöht. Neue Forderungen sind hinzugekommen, bestehende wurden ausgeweitet. Die Frauen verlangen die 30-Stunden-Woche und wollen dafür 1.750 Euro Mindestlohn. KritikerInnen schießen sich indes wenig überraschend erneut auf die sozi-

CLARTEXT



Philipp Sonderegger ist Menschenrechtler, lebt in Wien und bloggt auf phsblog.at.

al- und arbeitsrechtlichen Forderungen des Volksbegehrens ein: „zu realitätsfern, nicht finanzierbar, realpolitisch unmöglich.“ Die Überfrachtung mit sehr progressiven Forderungen komme geradezu einer Aufforderung an den Nationalrat gleich, das Anliegen als Gesamtheit abzuschmettern.

Was diese Position verkennt, ist der Umstand, dass der Nationalrat nicht an den Wortlaut des Begehrens gebunden ist. Er kann Elemente weglassen, aufgreifen, modifizieren. Wie diese parlamentarische Willensbildung verläuft, hängt letztlich auch von der politischen Mobilisierung durch das Volksbegehren ab. Je mehr Menschen unterzeichnen, desto wahrscheinlicher werden Ansätze auch umgesetzt. Wer also die realen Lebensbedingungen von Frauen verbessern will, ist gut beraten, das Begehren zu unterstützen – auch wenn manches utopisch erscheint.

Apropos utopisch: In Wirtschaftskreisen kursieren derzeit Studien, die besagen, durch die digitale Automatisierung werde in den nächsten 20 Jahren jeder zweite Arbeitsplatz verloren gehen. Einer kleinen Schicht von gut ausgebildeten SpezialistInnen werde ein Heer prekärer ArbeiterInnen gegenüberstehen. Man muss nicht daran glauben, dass die Umsetzung des Frauenvolksbegehrens diese gesellschaftlichen Verwerfungen allein wird abfedern können. Aber die notwendige Diskussion über die Neuverteilung von Arbeit und Wertschöpfung kann man durch eine Unterstützung jedenfalls befeuern.

Man wird doch wohl noch „weiß“ sagen dürfen

Was MigrantInnen gewöhnt sind, halten viele weiße Menschen nur schwer aus – in eine Schublade gesteckt zu werden.

CLARA AKINYOYOYE SAGT ES NICHT DURCH DIE BLUME. EINE KOLUMNE ÜBER DIVERSITÄT UND MIGRATION. Illustration: Petja Dimitrova



Clara Akinyosoye ist freie Journalistin und Ex-Chefredakteurin von M-Media.

Ich möchte eine Anekdote mit Ihnen teilen: Vor einigen Jahren war ich gemeinsam mit dem ÖVP-Klubobmann Reinhold Lopatka, FPÖ-Chef Heinz-Christian Strache und dem Autor Thilo Sarrazin zu Gast bei Puls 4. Wir diskutierten über das N-Wort und politische Korrektheit. Lopatka saß bei der Diskussionssendung rechts neben mir. Und als eine Dame aus dem Publikum sich darüber echaufferte, warum drei weiße Männer sich über das Thema unterhielten, da wurde Lopatka ärgerlich. Er ging in die Verteidigungshaltung. Er sei eben eingeladen worden. Nach der Sendung war der routinierte ÖVP-Politiker immer noch ziemlich beleidigt. Er beschwerte sich bei mir, die Frage dieser Frau sei ja wirklich eine Frechheit gewesen. Er wisse nicht, wie er dazu komme, seine Anwesenheit hier rechtfertigen zu müssen. Ich, schwarze Wienerin, spendete Trost: „Machen Sie sich nichts draus“, sagte ich. „Wissen Sie, wie oft man mir schon gesagt hat, dass ich fehl am Platz bin?“ Die Reaktion von Lopatka ist typisch für viele weiße Männer, die es eben nicht gewöhnt sind, dass Menschen sie aufgrund ihrer Ethnie, ihres Geschlechts oder Status benennen, in eine Schublade stecken und abqualifizieren. So etwas ist auch ziemlich unangenehm. Aber viele Menschen erleben das in Österreich jeden Tag. Weil sie schwarz sind, weil sie MuslimInnen sind, weil sie selbst oder ihre Eltern nach Österreich zugewandert sind, weil sie eine andere Muttersprache

als Deutsch haben. Ihnen wird im Alltag und in politischen Diskursen ständig gesagt, wo ihr Platz ist, und sie werden benannt: als Menschen mit Migrationshintergrund, MigrantInnen, AusländerInnen, als junge, männliche Flüchtlinge. Und mit jedem dieser Labels wird ein Set an Zuschreibungen vermittelt. Ob man will oder nicht. So ist das mit Schubladen, in die man hineingestoßen wird: Niemand fragt, ob man sich darin wohl fühlt. Dieses Benennen muss gar nicht böse gemeint sein. Wir haben uns daran gewöhnt, darauf hinzuweisen, dass jemand Türke ist – unabhängig davon, ob er sich selbst so definieren würde. Benannt werden immer die, die nicht zur Mehrheit gehören, die vermeintlich anders sind. Was normal ist, wird nicht extra ausgeschildert. Ich bemerke aber, dass es eine Generation von jungen Menschen gibt – darunter viele Frauen –, die sich kritisch damit auseinandersetzt, dass Weißsein und Männlichsein als die Norm angesehen wird. Und sie benennen diese privilegierte Gruppe. Da fällt schon mal die Bezeichnung „weiße, alte Männer“ – und das kommt nicht gut an. Manche Männer sehen darin sogar eine Diskriminierung. In eine Schublade gehören schließlich nur die anderen. Nun ja, die meisten reagieren so wie Reinhold Lopatka: mit Ärger, Unverständnis und Protest. Denn mit dem Label „weiß und alt“ wird eben oft ein Set an Zuschreibungen vermittelt. Und zwar: ob man will oder nicht.

Community News

Muslimische Communities helfen oft unbürokratisch und arbeiten zumeist abseits der Öffentlichkeit an der Integration von Flüchtlingen. Sie sind eine wichtige Schnittstelle innerhalb der Gesellschaft. Was aber tut sich hier?

TEXT: IBRAHIM YAVUZ

ATIB: Spitzelvorwürfe

Spitzelvorwürfe gegen Imame der ATIB Union stehen immer noch im Raum. Der türkische Präsident Recep Erdogan soll Imame und selbst Parlamentsabgeordnete bespitzeln haben lassen. Vergangenes Jahr tauchte eine Liste mit Namen von Anhängern der Gülen-Bewegung in Deutschland auf, die vom türkischen Geheimdienst MIT an den Bundesnachrichtendienst weitergegeben worden sein soll – offenbar in der Hoffnung, hier Unterstützung zu erhalten. Kurze Zeit später wurde auch in Österreich die Existenz solch einer Spionageliste kolportiert, wodurch Imame von ATIB unter Verdacht gerieten. Was auch immer dran ist an den Vorwürfen: Von den Auswirkungen werden wieder einmal alle Muslime und Musliminnen betroffen sein. Es ist von Einschränkungen für alle muslimischen Vereinigungen die Rede. In Deutschland wurden einige muslimische Gemeinschaften generell bei Verhandlungen mit Landesvertretungen ausgeschlossen. ATIB selbst hat bereits Konsequenzen aus der Affäre gezogen. Der Dachverband, der über 60 eigenständige türkische Vereine mit 100.000 Mitgliedern vereint, wählte den Mediziner Mediziner Nihat Koca zum neuen Vorsitzenden. Damit wird Koca der erste Präsident, der nicht aus Ankara bestellt ist, sondern aus den eigenen Reihen kommt. Kocas Vorgänger Fatih Karadas war gleichzeitig türkischer Kulturattaché, diese Doppelbesetzung endet damit.

Dass sich die Debatte über mögliche Spitzeltätigkeiten einmal mehr zu einer Loyali-

täts- und Zugehörigkeitsdebatte über türkischstämmige Muslime in Österreich entwickelt hat, scheint überwiegend mit dem bisher intransparenten Auftreten der ATIB-Führung zu tun zu haben. Mit der „Neuorientierung“ unter Nihat Koca wird nun ein Schritt in die richtige Richtung gesetzt. In weiterer Folge wird sich zeigen, ob eine Öffnung der ATIB, deren religiöse Dienste bislang aus einem Drittstaat – nämlich der Türkei – teilfinanziert wurden, möglich ist. Tatsächlich werden aber in Österreich weniger als die Hälfte der Moscheen auf diesem Weg erhalten. Die Moscheegemeinden finanzieren ihre Infrastruktur und den Imam zu wesentlichen Teilen aus Spenden und Mitgliedsbeiträgen. Auch bei ATIB wird zumeist nur der Imam aus der Türkei bezahlt, während die Mitglieder oder BesucherInnen des Freitagsgebets für Miete, Strom-, Gas- und Wasserkosten aufkommen. Das lange diskutierte Islamgesetz regelt die „internen finanziellen“ Angelegenheiten der MuslimInnen nicht.

Van der Bellen: Zivilcourage mit Fragezeichen

Die Aussagen von Bundespräsident Alexander Van der Bellen sorgten für viel Wirbel. Bei einer Veranstaltung sagte er in einer Nebenbemerkung, dass bald „alle Frauen im Lande aus Solidarität ein Kopftuch tragen“ müssten. Van der Bellen bezog sich dabei auf eine verschärfte Diskriminierung von Menschen aufgrund ihres Aussehens oder ihrer Bekleidung. Dann fügte er hinzu: „Die Dänen haben während der deutschen Besat-

zung doch etwas Ähnliches gemacht: Nicht-jüdische Dänen haben angefangen, den David-Stern zu tragen.“ Sofort griffen Medien diese Äußerungen auf und kritisierten den Bundespräsidenten. Es folgte ein Shitstorm in sozialen Netzwerken. Die Frage stellt sich, ob die Meinung des Bundespräsidenten der Auffassung der Mehrheitsgesellschaft entsprechen muss oder ob er seine Einschätzung kundgeben darf? Offensichtlich ist jedenfalls, dass auch ein Bundespräsident bei der freien Meinungsäußerung an seine Grenzen stoßen kann.

Man sollte meinen, dass Solidaritätsbekundungen mit Menschen, die diskriminiert werden, selbstverständlich sind, doch der Bundespräsident wird dafür zurechtgewiesen. Eigentlich von allen Seiten. Dennoch schien Van der Bellen zu Beginn hinter seinen Aussagen zu stehen. Kurz darauf hatten UnterstützerInnen von Van der Bellen Wahlkampfprivalen Norbert Hofer und viele andere in den sozialen Netzwerken eine neue Aktion gestartet: ein Foto Van der Bellen mit der Aufschrift „Not my President“. Muslimische und auch linke AktivistInnen starteten Gegenkampagnen und begrüßten die Haltung des Bundespräsidenten. Offenbar wurde der Druck dann doch zu groß, weil Alexander Van der Bellen einige Tage später einknickte und in der Kronen Zeitung ein „Geständnis“ machte: „Es war ein Fehler, wenn man so will.“ Was auch immer das bedeuten soll. Schade eigentlich.

Eine revolutionäre Entscheidung?

Ildar Dadin wurde wegen des Abhaltens einer friedlichen Mahnwache zu 2,5 Jahren Lagerhaft verurteilt. Im Februar kam der russische Oppositionelle überraschend frei.

TEXT: BIANCA SAID

Ildar Dadin hat eine ukrainische Fahne über die Schulter geworfen und steigt vor einer versammelten Menschenmenge auf das Podium, um gegen den Krieg zu protestieren. Es ist Anfang Mai und der russische Oppositionelle Dadin hat zu diesem Zeitpunkt bereits 15 Monate in einem Straflager in Karelien an der Grenze zu Finnland hinter sich. Ziemlich überraschend wurde er im Februar dieses Jahres freigelassen, nachdem Berichte über Gewalt an Dadin von mehreren NGOs öffentlich gemacht worden waren. Auch das Europäische Parlament hatte Dadins Inhaftierung verurteilt und eine Freilassung gefordert. Dass das tatsächlich passiert ist, könnte mit Dadins internationaler Bekanntheit zu tun haben, während rund tausend andere politische Häftlinge weiter in russischen Gefängnissen einsitzen.

Urteil aufgehoben

Dadin war 2015 verhaftet worden, weil er mehrmals „unangemeldet“ eine Mahnwache im Zentrum von Moskau abgehalten hatte. Es ging ihm um Kritik an Putin, um Demokratiedefizite in Russland, um den Krieg in der Ukraine. Nach rechtsstaatlichen Kriterien sind das keine triftigen Gründe für ein Einschreiten der Sicherheitskräfte. Anders in Russland. Zudem war im Jahr zuvor der berühmte Artikel 212.1 des Strafgesetzes beschlossen worden, der vorsieht, dass jemand, der innerhalb von 180 Tagen dreimal gegen die Regelungen öffentlichen Protests verstößt, mit einer Anklage zu rechnen hat. Es droht eine Geldstrafe von umgerechnet 10.000 bis 16.000 Euro. Dadin war der Ers-



„Ich werde weiterhin dafür kämpfen, dass Menschenrechte in Russland respektiert werden“, sagte Ildar Dadin nach seiner Freilassung.

te, der in Russland nach dem Artikel 212 angeklagt wurde. Der Staatsanwalt hatte zwei Jahre Haft gefordert, der Richter entschied, das sei nicht genug, und verhängte drei Jahre Lagerhaft. Am Ende des Prozesses waren es zweieinhalb Jahre. Aus der Haft berichtete Dadin davon, dass Wärter ihn auf dem Boden liegend prügeln, seinen Kopf in eine Klomuschel drückten, ihn eine halbe Stunde an Handschellen mit den Armen auf dem Rücken aufhängten. Dadins Vergehen: Er war friedlich auf der Straße mit einem Plakat gestanden, um für Demokratie und gegen Krieg einzutreten. Während seiner Haft gingen Dadins Anwälte bis zum Obersten Gerichtshof und bekamen dort im Februar diesen Jahres unerwartet recht.

Das Gericht entschied, dass die Haftstrafe zu Unrecht verhängt wurde und dass Dadin zudem eine Entschädigung zustehe. Anders als in solchen Fällen üblich, bei denen Haftstrafen aufgehoben, stattdessen aber eine bedingte Haft verhängt wird, wurde Dadin freigesprochen und damit rehabilitiert. Seine Frau, Anastasija Sotowa, zeigte sich ebenso überrascht wie der Anwalt des Paares. Der Menschenrechtler Lew Ponomarjow bezeichnete diese Wendung sogar als „revolutionäre Entscheidung“. Er sagte, dass die Gerichte seit 17 Jahren die negativen bis negativsten Erwartungen bestätigt hätten und nun erstmals ein anderes Gesicht zeigen würden. Ildars Freilassung, so Ponomarjow, sei „der erste Sieg“.

Ein Sieg, dem Liberale allerdings nicht ganz trauen. Zwar war vorübergehend selbst der Direktor des Straflagers während einer amtlichen Überprüfung suspendiert worden, und ein russischer Menschenrechtsbeauftragter hatte Dadin im Gefängnis besucht und vorgeschlagen, ihn in eine andere Haftanstalt zu verlegen. Doch als der Oberste Gerichtshof Dadin schließlich freisprach, dauerte es noch vier Tage, bis der Spruch auch vollzogen wurde. Offenbar wollte Moskau verhindern, dass Dadin beim Gedenkmarsch für den 2015 getöteten Oppositionellen Boris Nemzow öffentlich auftreten konnte. Dadin zog sich seit seiner Freilassung indes nicht zurück und war – wie eingangs berichtet – bei mehreren Protestkundgebungen zu sehen. Es wird von kurzzeitigen Verhaftungen Dadins im April und Mai berichtet.

POPULÄRKULTUR

BUCH



Ethischer Welthandel jetzt!

Wir müssen keine professionellen ÖkonomInnen sein, um die Probleme, die unser Wirtschaftssystem hervorruft, wahrzunehmen. Wenn es darum geht zu entscheiden, ob etwas gerecht ist, kann es sogar angebracht sein,

komplexe Erklärungen mit wissenschaftlichen Theorien beiseite zu lassen. Das eigene schlechte Gewissen und die innerliche Wut, wenn wir ahnen, dass etwas nicht richtig, nicht fair ist, ist meistens das ehrlichste Zeichen für einen Fehler, für den es Verantwortung zu übernehmen gilt. Doch dem einen oder anderen mächtigen Entscheidungsträger in wirtschaftspolitischen Gremien muss der Sinn für Gerechtigkeit und Gewissen abhandeln gekommen sein. Denn, wie Christian Felber am Beispiel des globalen Handels zeigt, fallen seit Jahrzehnten viele Entscheidungen gegen die praktische Einhaltung von Menschen- und Arbeitsrechten, gegen soziale Sicherheit und Zusammenhalt und gegen Umweltschutz aus. Das aktuelle Weltwirtschafts-

system ist zur Chrematistik, zur Kunst, Kapital anzuhäufen, verkommen und nützt vor allem dem Big Business von global agierenden Konzernen. In diesen postdemokratischen Zuständen ist es gar nicht erst vorgesehen, die BürgerInnen nach ihrer Meinung zu fragen. In seinem neuen Buch „Ethischer Welthandel“ stellt Felber dar, wieso der neoliberale Freihandel nicht mit dem Gemeinwohl vereinbar ist. Bei seiner argumentativen Entkleidung des Freihandelsparadigmas erklärt er, warum die Entscheidungen der WTO mit dem Wohl der Bevölkerung nichts am Hut haben. Transnationalen Konzernen werden beinahe endlose wirtschaftliche Freiheiten eingeräumt, während es bei Menschenrechten und Umweltschutz keine verpflichtenden Standards

gibt. Ein Welthandel, der ethischen Ansprüchen gerecht wird, sieht, so Felber, anders aus, und bei der Lektüre seiner alternativen Vorschläge scheint es fast einfach, diese bessere Welt aufzubauen. Eine Welt, in der alle Macht beim souveränen Volk liegt und die Verfassungen von Grund auf neu und tatsächlich demokratisch gestaltet werden. Felber liefert wieder eine motivierende Anleitung zur Selbstermächtigung – wir dürfen nicht länger zusehen, wie hinter verschlossenen Türen Dinge verhandelt werden, die uns alle angehen! *Raphaela Hartl*

Christian Felber
Ethischer Welthandel. Alternativen zu TTIP, WTO & Co
 Deuticke Verlag 2017
 224 Seiten, 18,50 Euro

BUCH



An den Grenzen

„Es sind Geschichten, die uns bewegen. Geschichten von Menschen, die wir doch eigentlich gar nicht kennen, die uns aber alles, was sie haben, anvertrauen: ihre Geschichten. Sie freu-

en sich, dass es uns gibt, denn schließlich sind wir ihr Tor in die neue Welt, in der sie jetzt frisch angekommen sind.“ So beginnt Nermin Ismail auch die Geschichte dieses Buches: Sie reiste für mehrere Monate in die Türkei, nach Griechenland, Ungarn und Slowenien, um geflüchtete Menschen aus dem arabischen Raum zu unterstützen. Ismail, zweisprachig in Wien aufgewachsen, konnte mit ihren Sprachkenntnissen wertvolle Dienste leisten und Menschen, die nahezu auf sich allein gestellt sind, helfen oder einfach auch nur beistehen, in dem sie mit ihnen sprach. „Etappen einer Flucht“ ist keine kühle politische Analyse, sondern eine teilnehmende Reporta-

ge über Ausnahmesituationen. Die Autorin lässt in vielen kleinen Beobachtungen ein Gefühl entstehen, mit welchen Schwierigkeiten Menschen, die aus ihrem Umfeld gerissen sind, zu kämpfen haben. In Ungarn ist es eine simple Wasserflasche, von Ismail in einem Supermarkt gekauft, die ein durstiger Familienvater dankbar, aber peinlich berührt annimmt. Wenn selbst das Geld für Wasser fehlt, ist die Not groß. Die Autorin begleitet die Familie in das Blaue Haus, wo sie vorübergehend unterkommt. Im Moment des Ausruhens kommen die Tränen. Die Frau erzählt davon, wie die ungarischen Behörden die Familie getrennt haben, wie die Beamten an der Grenze Stöcke eingesetzt

haben, wie ihr Kleid zerriss und sich Panik breitmachte. Ismail trifft auf chaotische Zustände in Griechenland, auf improvisierte Hilfe und auch auf engagierte Sanitäter und Bürgermeister in Österreich. Immer wieder gleicht sie die Realität mit Zitaten, etwa von PolitikerInnen, ab. „Jeder, der ein Haus hat, hat einen Garten und einen Zaun“, sagt etwa die damalige Innenministerin Johanna Mikl-Leitner. Nermin Ismail berichtet, wie es den Menschen an diesem Zaun geht.

Nermin Ismail
Etappen einer Flucht. Tagebuch einer Dolmetscherin
 Promedia Verlag 2016
 240 Seiten, 19,90 Euro

POPULÄRKULTUR

FILMKOMÖDIE

Die Migrantigen

„Die Migrantigen“ handelt von zwei Wienern mit sogenanntem Migrationshintergrund oder besser gesagt davon, wie ein ziemlich irrelevanter Migrationshintergrund zum gut gehandelten Migrationsvordergrund wird. Benny (Faris Rahoma) und Marko (Aleksandar Petrovic) leben und arbeiten in einem heterogenen Viertel in Wien und versuchen mit ihren Jobs so über die Runden zu kommen. Eines Tages taucht eine Fernsehredakteurin (Doris Schretzmayer) in der Gegend auf. Sie sucht nach „Migrantigen“ für eine Doku-Soap in der Hoffnung, auch auf einen Problemhintergrund zu stoßen. Vielleicht ein bisschen Drogen, Kleinkriminalität, soziale Probleme, das würde die Redaktion befrie-



digen und das Publikum gleichermaßen vor den Bildschirm locken. Benny und Marko wären der Reporterin nicht weiter aufgefallen, hätte Benny nicht schwarze Haare – womit er für sie doch ein bisschen „ausländisch“ aussieht. Einmal angesprochen, orten die beiden eine Chance, im Fernsehen bekannt zu werden. Und geben dem Fernsehen, was es sucht. Sie recherchieren im Viertel, tauschen ihre Kleidung gegen schrille Klammotten, tauchen ihre wienerisch gefärbte Sprache in ein gebrochenes Deutsch und dichten sich

neue Biografien an, Wettbüros und Prostitution inklusive. Der vermeintliche TV-Coup muss am Ende natürlich als ziemlich peinlicher Hoax zerplatzen. „Die Migrantigen“ ist eine satirisch überzeichnete Filmkomödie, die einem überfrachteten, emotionalisierten Thema mit Spaß begegnet. Regisseur Arman T. Riahi („Schwarzkopf“) möchte entlarven, wie Klischees zustandekommen. Ökonomische Interessen spielen dabei auch eine Rolle. Arman: „Uns war wichtig, Leute auf die Leinwand zu bringen, die so wie wir sind. Es geht

um Diversität, um Inklusion von Menschen, die wie meine Hauptdarsteller Alexander Petrovic und Faris Rahoma hier geboren sind. Denen werden ständig Rollen für Kriminelle und Gewalttäter angeboten – und Taxifahrer. Alles Ausländerklischee-Rollen. Wir aber wollten die integrierten Menschen zeigen, die einen ganz normalen Job haben und eben nicht ‚ausländisch‘ wirken. Wir dachten, warum sieht man die Leute im Film nicht, die ganz normalen? Muss man ihnen immer noch etwas ‚Ausländisches‘ andichten, damit sie ‚verkaufbar‘ werden? Man hat das Gefühl, dass man als ‚Migrant‘ immer noch aussehen muss wie ein Südländer, um in der Öffentlichkeit als erfolgreiches Integrationsbeispiel wahrgenommen zu werden.“ „Die Migrantigen“ läuft ab 9. Juni in den Kinos an. *gun*

BUCH



Wohnexperimente

Ein sehr persönlich verfasstes Buch, das doch die Bedürfnisse so vieler anderer Menschen anspricht: „Sieben Stock Dorf“ handelt von einer jungen Frau und angehenden Mutter, die

mit ihrem Freund nicht länger in einer anonymen Mietskaserne wohnen möchte und auf der Suche nach einer lebenswerten, leistbaren Wohnung in Wien auf die Idee von Wohngemeinschaften stößt. Die junge Frau ist die Autorin Barbara Nothegger, die über mehrere ernüchternde Stationen einer Wohnungssuche schließlich bei einem Bauprojekt landet, das am Nordbahnhofgelände entsteht. Das Besondere daran: Das Haus gehört den MieterInnen selbst. Rund 100 Menschen organisieren sich in ihrem Anliegen, ökologisch und gemeinschaftlich zu wohnen, und gestalten ihre Wohnlandschaft selbst. Das bedeutet viele Arbeitsgruppen über Planungsfragen bis zu Details einer

Gemeinschaftsküche. Nothegger beobachtet dabei auch immer sich selbst: Wie steht sie zu dieser Idee? Hat man es hier mit einer Kommune zu tun? Zweifel sind ein wichtiger Begleiter auf dieser Reise. Am Ende steht ein Haus und ein Leben darin, dessen Vorteile klar überwiegen. Die Entscheidung, sein Leben selbst zu gestalten und sich in der eigenen Lebensplanung ökologischen und sozialen Fragen zu stellen, sind ein spannendes Experiment, das aber keineswegs einzigartig ist. Nothegger verweist auf andere Projekte in Österreich und in Deutschland, erzählt von Erwartungen und Problemen. Kollektiver Hausbesitz hat viele Vorteile, man kann fast alles selbst entschei-

den. Dafür braucht es aber auch Arbeitsgruppen, etwa die Finanzgruppe. Man kann aber auch leichter eine Lebensmittel-Initiative gründen, um ohne Zwischenhändler Grünzeug von einem Bauern aus der umliegenden Gegend zu beziehen. Ein Buch, das nicht idyllisiert, sondern auch von Problemen und Konflikten erzählt, spannend, weil Nothegger nicht retrospektiv, sondern über die Wohngemeinschaft berichtet, mit der sie aktuell in diesem Haus lebt. *red*

Barbara Nothegger
Sieben Stock Dorf. Wohnexperimente für eine bessere Zukunft.
 Residenz Verlag 2017
 176 Seiten, 19 Euro

POPULÄRKULTUR

FILM

Jean Ziegler

Jeder muss dort kämpfen, wo er geboren wird, sagt Jean Ziegler einmal in diesem Film. Von ihm selbst kann man das nicht gerade behaupten. Ziegler reist unermüdlich um die Welt im Kampf gegen soziale und wirtschaftliche Ungerechtigkeit. Er prangert die Folgen der globalisierten Wirtschaft in Afrika an, wo Mais für Bio-Treibstoffe in Europa angebaut wird, während alle fünf Sekunden, so Ziegler, ein Kind auf der Welt verhungert. Er kritisiert die Abschottungspolitik Europas vor geflüchteten Menschen und sagt,



die EU tritt die Menschenrechte mit Füßen. Er weist auf die Geschäfte von Konzernen hin, die in Entwicklungsländern Menschen und Natur ausbeuten, weil es niemand gibt, der das kontrolliert. Auch wenn seine Kritik oft berechtigt ist, ist der mittlerweile 84-jährige Schweizer kein einfacher Protagonist für so ein filmisches Porträt. Der ehemalige UN-Sonderberichterstatter

für das Recht auf Nahrung zählt die Polemik für einen wesentlichen Teil seiner politischen Strategie. Das macht es seinen Kritikern viel zu leicht, Zieglers Positionen mit dem Hinweis abzutun, hier würde eine narzisstische Persönlichkeit jede Gelegenheit nützen, um sich selbst in den Mittelpunkt zu rücken. Das ist ein beliebtes Mittel, um von Inhalten abzulenken, man merkt jedoch im Film, dass auch Regisseur Nicolas Wadimoff eine schwierige Balance für dieses Porträt finden musste. Ziegler, der sein Handeln etwa auch aus einer Begegnung mit dem kubanischen Revolutionär Che Gue-

vara erklärt, hat die kubanische Revolution idealisiert und seine Hoffnungen recht undifferenziert auch in andere Führer Dritter Weltstaaten gelegt. Regisseur Wadimoff fragte sich also bei der Planung des Films: „Wie porträtiert man einen Mann, der ohne zu zittern, die Barone des internationalen Kapitals herausfordert, aber auch seine bedingungslose Unterstützung Ex-Revolutionären zuspricht, die inzwischen Diktatoren geworden sind? „Jean Ziegler – Der Optimismus des Willens“ ist unter diesen Prämissen ein sehenswertes Porträt geworden. *red Filmstart: 2. Juni*

Foto: Thimfilm

POOLBAR FESTIVAL

GOOD VIBES GOLDEN DAYS

KULTURELLES VON NISCHEN BIS POP

WIEN

WIEN 4./17./18. JUNI

17. Juni
Ottakringer Brauerei

Bonaparte Lola Marsh

Yukno

DJs Selnerich & Shneeblinski

4. & 18. Juni → FREE
MQ Hofmusik Salon

Robinson Prinz Grizzley and his Beararoos

Visuals: Farbenfratzen
DJs, Lesungen, poolbar-Generator
Collage/Skulptur & more

VORARLBERG

7. JULI-15. AUG.

Pixies*, Cat Power, SOHN, Jake Bugg, Element of Crime, HVOB**, Conor Oberst, Rival Sons, Architects, The Naked and Famous

Voodoo Jürgens, RY X, A-Wa, Leyya, The Notwist, Fiva x JRBB, Fenech-Soler, Get Well Soon, Allah-Las, Lola Marsh, MOTSA, Defeater, While She Sleeps

* 01. Aug./Montforthaus/Feldkirch
** Red Bull Music Academy Night: HVOB live

& many more

Gefördert/Stadt Feldkirch/Land Vorarlberg/BKA Kunst & Kultur poolbar.at @poolbar.festival Artist/Dark Horses, poolbar 2016/ Foto/Matthias Rohmberg

DEMONSTRATIONSRECHT

Anfänge in Richtung Demokratieabbau

Regierung und Parlament haben hochproblematische Schritte in Richtung Verengung unserer Demokratie gesetzt. Es wurden Verdrängungszonen für Demonstrationen beschlossen, die Anmeldesperre für Demos wurde verlängert, und es wurde ein diffuser und gefährlicher Versammlungsverbotparagraf beschlossen. Behörden und auch die Bundesregierung haben jetzt mehr Spielraum, um politische Versammlungen einzuschränken

oder zu unterbinden. Die Verdrängungszonen schaffen Raum für Hetzkundgebungen und Scheinkundgebungen. Eine vernünftige Politik hätte versucht, genau das zu vermeiden.

Doch Vernunft war nicht das Motto. Es ging um eine Einengung von als lästig empfundenen politischen Äußerungsformen – die allerdings mit zum Fundament unserer Demokratie gehören. SOS Mitmensch hat scharf protestiert!



Die Regierung beschloss diffusen Verbotparagraf, der das Versammlungsrecht einschränkt.

POPULISMUS UND EXTREMISMUS

Wichtige Erkenntnisse aus der Populistenpause

SOS Mitmensch hat im Frühjahr mit der „Populistenpause“ eine bislang einzigartige Aktion gestartet. Einen Monat lang wurde der populistischen und extremen Rechten keine öffentliche Aufmerksamkeit geschenkt. Ziel war nicht ein Ende der Kritik an der Rechten, sondern ein klügerer Umgang mit dem Machtfaktor Aufmerksamkeit.

Die Aktion hat spürbare Auswirkungen gehabt. Viele haben mitgemacht. Die Aufmerksamkeit für Populisten und Extremisten ging in sozialen Netzwerken deutlich zurück. Die Populistenpause hat gezeigt, welche Macht wir haben, Frontenbildung zu durchbre-



chen und weltoffene Positionen zu stärken. Die Beobachtung von SOS Mitmensch hat darüber hinaus gezeigt: Die Aufmerksam-

keitsmaschinerie der extremen Rechten in sozialen Netzwerken läuft nahezu immer nach dem gleichen Drehbuch ab. Eine zentrale Rolle spielen negative Vorkommnisse. Diese werden sorgfältig nach ihrer Eignung, Fronten aufzubauen und gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit zu schüren, ausgewählt.

Die Populistenpause förderte auch drei handlungsweisende Fragen zum Umgang mit empörenden Aussagen und Handlungen von PopulistInnen und ExtremistInnen zutage. Die drei Fragen und alle weiteren Erkenntnisse aus der Populistenpause finden Sie auf www.sosmitmensch.at

Wissenspool für alternative Integrationspolitik

Zahlreiche Expertinnen und Experten aus der Wissenschaft und der Integrationsarbeit haben sich gegen eine Integrationspolitik der plumpen Botschaften ausgesprochen. Jetzt ist die Webseite <http://integrationsexpertinnen.at/> online. Auf der Webseite werden Lösungsansätze für eine wirkungsvolle Integrationspolitik präsentiert.

Wir haben geredet!

Zum vierten Mal fand der Gesellschaftsklimatag statt. Unter dem Motto „Wir müssen reden!“ wurden an zahlreichen Orten „Sprechstunden der Vielfalt“ abgehalten. Der einfache Gedanke dahinter: Durch den persönlichen Austausch von Menschen, die einander in Sesselreihen gegenüber sitzen, wird es viel schwieriger, an Vorurteilen festzuhalten.

SOS Mitmensch Kunstauktion am 13. Juni

Bereits zum 17. Mal stellen 90 renommierte und junge aufstrebende Künstlerinnen und Künstler SOS Mitmensch ihre Werke für die große Kunstauktion für Menschenrechte zur Verfügung. Geben Sie rechtzeitig Ihr Gebot ab und stärken Sie damit Menschenrechte! Alle Infos finden Sie unter: www.sosmitmensch.at/site/kunst/2017



„State Hate“, gemalt von Csaba Nemes, Kunstauktion SOS Mitmensch.

ANDERE ÜBER ...

KOMMENTAR

Das „Erfolgsgeheimnis“ des Sebastian Kurz

Er kann interessiert zuhören oder tut so. Er wird selten für arrogant gehalten und wirkt immer gut vorbereitet. Macht das Sebastian Kurz so populär?

KOMMENTAR: PETER FILZMAIER

In kindischen Umfragespielen lag die ÖVP hinter SPÖ und FPÖ lange unter ferner liefen. Nun wird das Wahlverhalten mit Sebastian Kurz als Spitzenkandidat abgefragt, und die Schwarzen sind im Rennen um den ersten Platz mindestens dabei. Warum nur, warum?

1. Oberflächlich analysiert verkörpert der 30-jährige Außenminister Kurz die Jugend, sieht gut aus und ist sprachbegabt. Seine Sympathiewerte sind daher klar positiv. Entscheidet das über die Parteipräferenz? Nein. Es ist eine Geschmacksfrage, ob Österreichs Wähler Kurz im Vergleich zu Bundeskanzler Christian Kern oder Oppositionsführer Heinz-Christian Strache für attraktiver und wortgewandter halten. Kein aktueller Konkurrent von Kurz ist potthässig oder ein verbales Antitalent, sondern jeweils ganz im Gegenteil.

2. Eine Politik- und Wahlforschung des Typs „Wer ist der Schönste im Land?“ gibt es nicht. Wäre es so einfach, müsste sich jede Partei ja bloß einen attraktiven Schauspieler jüngeren Geburtsdatums suchen. Auch international haben extrem unterschiedliche Wahlsieger von Angela Merkel bis Donald Trump keinen Schönheitswettbewerb gewonnen.

3. Die Erklärung des bisherigen Positivimages von Kurz war: Er kennt sich so wie etwa Merkel aus. Seit er 2011 Staatssekretär und 2013 Minister wurde, war er in seiner Ressortzuständigkeit nie unvorbereitet oder stand gar inhaltlich auf der sprichwörtlichen Seife. Ob man seinen Ansichten zustimmte oder nicht, Kurz argumentierte sowohl allgemein verständlich als auch – anders als echte Populisten – anhand realer Zahlen und Fakten. Das sorgt bei einem bürgerlichen Akteur für Vertrauen. Zumindest unter jenen, die rechts denken und denen die FPÖ zu radikal ist.

4. Für Kurz zählen folgerichtig Vertrauensdaten mehr als Sympathie. Im APA/OGM-Vertrau-

ensindex wird banal ein Saldo berechnet, wie viele Prozent den Regierungs- und Oppositionsmitgliedern vertrauen oder eben nicht. Das hat methodische Schwächen, weil der Bekanntheitsgrad nicht berücksichtigt wird. Kern, Kurz, Strache und Co. kennt freilich jeder, und in dieser Kategorie war der ÖVP-Politiker vor seiner Obmannschaft fast plus 30 der Klassenprimus.

5. Eine Erklärung dafür ist, dass Kurz interessiert zuhören kann oder so tut. Zweifellos hochintelligente Politiker von Wolfgang Schüssel bis Alfred Gusenbauer haben zu oft den Eindruck erweckt, 90 bis 99 Prozent ihrer Gesprächspartner für irgendwie minderbemittelt zu halten. In neutralen Fokusgruppen, wo öffentliche Akteure generell schlecht aussteigen, wird Kurz anders als von Wählern der Gegenseite eher selten für arrogant gehalten.

6. Persönliche Untergriffe sind wirklich nicht sein Stil. Wer ihn bloß mit Schlammballen bewirft, stärkt das Kurz'sche Image als hart in der Sache. Solange er Außen-, Europa- und Integrationsminister war, gelang es keinem, ihn in Themenstreitigkeiten der allgemeinen Art zu verstricken. Wo wenig zu gewinnen war, ob Steuern oder Arbeitsmarkt, hielt Kurz sich im Regelfall geschickt heraus. Als Parteichef und Listenerster im Wahlkampf freilich muss er sich da etwas Neues einfallen lassen. Das wird der Knackpunkt.

7. Ach ja, und Kurz ist ein Rechter. Seit 1983 gab es in allen nationalen Parteiwahlen eine Mehrheit rechts der Mitte. 2017 wird sich aller Voraussicht nach daran nichts ändern. Die größten Wählerwanderungen der letzten Jahrzehnte fanden hin und weg von der rechten FPÖ statt. Entgegen landläufiger Vorurteile ist die Mehrheit der Medien – siehe die auflagenstärksten Zeitungen in allen Bundesländern – alles andere als links. Kurz' rechte Positionen sind demnach mehrheitsfähig.



Illustration: Petja Dimitrova

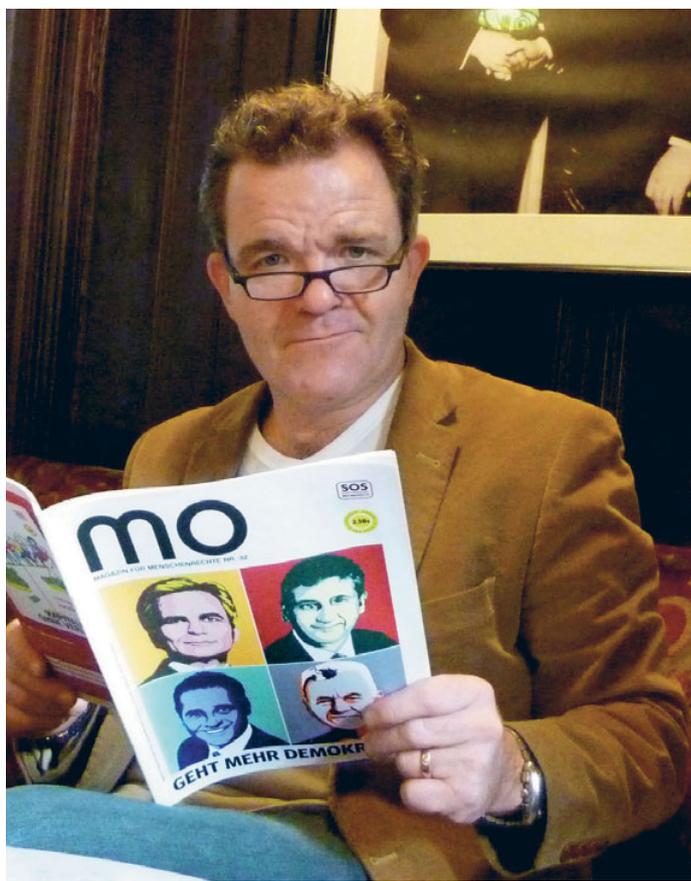
ZUR PERSON

Peter Filzmaier

Peter Filzmaier ist Professor für Politikwissenschaft an der Donau-Universität Krems und der Karl-Franzens-Universität Graz.

**„Menschenrechte gehen
uns alle an. Mir ist die
unabhängige Aufbereitung
von Menschenrechtsthemen
im MO-Magazin von SOS
Mitmensch 86 Euro im
Jahr wert. Ihnen auch?“**

Cornelius Obonya



ABO-BESTELLUNG

MO-Soliabo – 4x jährlich MO lesen um 86 Euro

ZAHLUNGSART

Einziehungsermächtigung (Einzug 1x jährlich)

IBAN

BIC

Vorname, Name

E-Mail

Zahlschein

LIEFERADRESSE

Vorname, Name

Adresse

PLZ | Stadt

E-Mail

E-Mail abo@momagazin.at

Fax 01/524 99 00-9

Post SOS Mitmensch, Zollergasse 15/2, A-1070 Wien



**MO – Die Menschenrechte
im Auge behalten!**

DOROTHEUM

SEIT 1707

Willkommen in einem der größten Auktionshäuser der Welt
600 Auktionen, 40 Sparten, 100 Experten,
mehr als 300 Jahre Erfahrung

Palais Dorotheum, Wien
Tel. +43-1-515 60-570

Dorotheum International
Düsseldorf, München, Mailand, Rom, Brüssel, London, Paris, Prag, Tel Aviv

www.dorotheum.com

